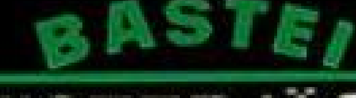
1,80 DM / Band 528
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 14,-

NEU





Die große Gruselserie von Jason Dark

Auftritt eines Toten

Frankreich F 8,00 / Italien L 1800 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Auftritt eines Toten

John Sinclair Nr. 528

Teil 3/3

von Jason Dark

erschienen am 16.08.1988

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Auftritt eines Toten

Beide, Arlette Omère und Marcel Wächter, hatten noch das kratzende Geräusch in den Ohren, mit dem sich die Geheimtür geschlossen hatte.

Freiheit oder Tod! Für sie hatte es nur diese beiden Alternativen gegeben. Sie waren gejagt worden, man hatte sie töten wollen, und nun standen sie in dieser absoluten Finsternis dicht beieinander und zitterten um die Wette.

Hier gab es keinen Helden mehr, da wollte sich auch die männliche Person nicht in den Vordergrund schieben, es zählte nur noch die Furcht vor dem Kommenden.

»Und jetzt?« fragte Arlette, die junge Frau mit der Haut wie Milchkaffee.

»Nichts, Mädchen, nichts.« Marcel strich über seine Stirn. Er hatte das Gefühl gehabt, von dünnen Spinnweben gekitzelt worden zu sein. »Ich weiß nichts.«

»Aber du erinnerst dich?«

»An wen?«

Arlette holte Luft vor der nächsten Antwort. »Nicht an van Akkeren mit seiner Maschinenpistole. Den Geist… Dieses Wesen, das uns die Geheimtür gezeigt hat …«

»Klar!«

»Wo ist es?«

»Keine Ahnung«, wisperte Marcel, als hätte er Sorge, gehört zu werden. »Ich weiß es nicht, und ich kann darüber nicht einmal richtig nachdenken. Es kommt mir alles wie ein böser Traum vor.«

»Leider ist es keiner.«

Wächter schwieg. Trotz der nicht gerade rosigen Lage dachte er darüber nach, wie sie beide überhaupt in die Situation gelangt waren. Es hatte wirklich alles so harmlos begonnen.

Mit einem weiteren Paar waren sie unterwegs gewesen, um Schlösser und Burgen an der Loire abzufahren. Anfang März war zwar keine günstige Zeit, aber es herrschte auch kein großer Touristenrummel. Zudem waren die beiden Paare historisch sehr interessiert.

So hatten sie auf ihre Reise auch das Château Le Duc angefahren, waren hineingegangen, hatten es leer vorgefunden, doch auf dem Tisch in der Halle hatten vier Fotos gelegen.

Bilder von ihnen – schreckliche Aufnahmen, denn sie hatten die vier Menschen als Tote gezeigt. Ermordet, einfach umgebracht.

Eine Erklärung wußte niemand. Sie hatten das Schloß fluchtartig verlassen, nur war es nicht mehr möglich gewesen, wieder wegzufahren. Jemand hatte die vier Reifen des Autos zerstochen. Noch nicht von dem Schreck erholt, hatten sie den Besitzer des Schlosses kennengelernt, einen gewissen Vincent von Akkeren, einen sehr düsteren Typ, der sie dazu überreden konnte, doch im Schloß zu übernachten. Als sie zustimmten, ahnten sie nicht, daß sie damit ihr Schicksal besiegelt und den Tod eingeläutet hatten. Einer hatte nicht mitgemacht, Frank Didier. Er war in das nächste Dorf gelaufen um Hilfe zu holen. Der Wagen mußte schließlich abgeschleppt werden.

Die drei anderen wurden sehr höflich behandelt, van Akkeren wußte nichts von den Fotos und lud sie zum Essen ein.

Zwei erschienen an der Tafel. Die dritte Person, Simone Dufour, kam ebenfalls, allerdings als Tote. Ihr Mörder, ein untotes Wesen, zog sie hinter sich her.

Da zeigte auch van Akkeren sein wahres Gesicht. Er erklärte den

beiden anderen, daß ihnen das gleiche Schicksal bevorstünde wie der Freundin Simone. Ihr Mörder war der wahre Besitzer des Schlosses gewesen, nämlich Ariol Le Duc, ein Mann, der eigentlich schon seit einigen Jahrhunderten tot sein mußte.

Doch er lebte und mordete.

Diese Tatsache und der Tod ihrer gemeinsamen Freundin hatten den beiden einen Schock versetzt. Le Duc verschwand, van Akkeren blieb. Er hatte sie in ein Zimmer eingesperrt und ihnen noch eine Galgenfrist gegeben. Nach der ersten großen Angst waren beide über sich selbst hinausgewachsen, hatten fliehen können, waren von van Akkeren gejagt, und es war auch auf sie geschossen worden.

Unverletzt hatten sie einen weiteren Raum erreicht, wo sich plötzlich der Geist gezeigt und ihnen die Geheimtür geöffnet hatte, durch die sie geschlüpft waren und wo sie nun von einer wattigen Finsternis umgeben wurden, die nicht dazu beitrug, ihre Angst zu dämpfen.

Bestimmt kannte auch ihr Verfolger die Tür. Sie rechneten damit, daß er den Kontakt finden würde, um sie zu öffnen. Dann gab es kein Entrinnen mehr für sie.

»Licht?« flüsterte Arlette. »Mach doch Licht, bitte.«

»Ich trau mich nicht.«

»Hör auf!« Ihre Stimme klang wie ein ferner Hauch. »Wir müssen sehen, wo wir uns befinden. Vielleicht stecken wir in einem Gang, da kann es auch einen Tunnel oder eine Treppe geben.«

»Gut, aber auf deine Verantwortung.«

»Lächerlich.« Arlette bemerkte, daß Marcel eine Hand in die Tasche gleiten ließ. Er holte das Feuerzeug hervor, knipste es an, und ein zuckender Flammenfinger riß einen kleinen, rotgelben Lichtkreis in die Finsternis.

Beide schauten nach oben, wo sich der Schein verlor und keine Decke erreichte. Sie kamen sich vor wie in einer gewaltigen Halle, was sich als Irrtum herausstellte, denn beim Senken der Hand zuckte das Licht auch über den Boden.

Der Untergrund bestand aus dicken Steinen. Im Laufe der langen Jahre hatten sie eine moosgrüne Schicht bekommen. Sie waren auf der Oberfläche weich geworden, das dünne Moos bildete einen regelrechten Rutschteppich, und sie sahen auch, als Marcel das Feuerzeug vorsichtig schwenkte, die nach unten führende Treppe.

Zuerst atmete Arlette, dann lachte und weinte sie gleichzeitig. So drückte sich bei ihr die Erleichterung aus.

»Stufen!« flüsterte sie. »Himmel, das sind Stufen. Endlich. Wir können in die…«

»Weißt du, wohin sie führen?«

»Nein. Kann es noch schlimmer kommen?«

»Kaum.« Marcel fluchte, weil er sich wieder die schon leicht

angesengte Daumenkuppe verbrannt hatte. »So ein Mist.« Das Licht verlöschte wieder.

»Gib mir das Feuerzeug.«

»Und dann?«

»Mach schon.« Arlette dachte wesentlich praktischer. Sie hatte jetzt die Initiative übernommen. Aus dem angeblich schwachen Geschlecht war das starke geworden. »Ich gehe auch vor«, sagte sie und schob sich an Marcel Wächter vorbei.

»Sei nur…«

»Hör auf, Marcel, ich weiß selbst, was ich zu tun habe. Die Stufen sind gefährlich, aber was sollen wir machen?« Sie knipste das Einwegfeuerzeug an. Der Lichtkreis bewegte sich auf ihrer rechten Gesichtshälfte und ließ sie aussehen wie angemalt. Selbst das weiche, sich bewegende Licht konnte den harten Zug um Arlettes Mundwinkel nicht verbergen. Das Gesicht zeigte einen sehr entschlossenen Ausdruck.

Darüber wunderte sich Marcel. Er kannte das schöne Mischlingsmädchen bereits über zwei Jahre. Daß es zu einer derartigen Aktivität fähig sein konnte, hätte er nie gedacht. Bisher hatte er sie als ängstlich eingestuft.

Wo die Treppe endete, konnten sie nicht erkennen. An der Wand befand sich auch kein Geländer, wo sie sich hätten abstützen können. Sie mußten so über die Stufen schreiten, die unterschiedlich hoch und breit waren, als wäre die Treppe damals von einem Lehrling gebastelt worden.

Viel Licht gab die Flamme nicht. Bei jeder Bewegung tanzte sie, schuf neue Perspektiven. Licht und auch Schatten wechselten sich ab. Manchmal wurde es sehr dunkel, auch mußte Arlette die Flamme ab und zu löschen, weil die Fingerspitzen einfach zu heiß wurden und der Schmerz nicht mehr auszuhalten war.

Sie pausierten dann, blieben in der tiefen Finsternis stehen und lauschten in beide Richtungen, ohne allerdings verdächtige Geräusche zu vernehmen.

An die übrigen Laute hatte sie sich bereits gewöhnt. Da war das Aufklatschen der Tropfen, die von der Decke fielen und sie auch hin und wieder erwischten.

Das Mauerwerk schimmerte feucht, als hätte jemand mit einem dicken Pinsel lange Bahnen von oben nach unten gestrichen.

Obwohl sich beide allein auf der Treppe befanden, schauten sie sich doch hin und wieder um.

Die Schritte eines Verfolgers hörten sie nicht.

Marcel sprach das aus, was Arlette dachte. »Ich glaube nicht, daß er aufgegeben hat. Dazu ist dieser van Akkeren kein Typ. Der gibt nichts aus der Hand, was er einmal sicher zu haben geglaubt hat.«

»Warte doch ab…«

Er ging zwei Stufen hinter ihr und lachte. »Auf wen vertraust du denn? Auf wen?«

»Denk an den Geist.«

Wächter lachte leise. »Glaubst du denn, daß der uns immer beschützen wird?«

»Ich hoffe es.«

»Dann hoffe mal weiter. Ich halte mich da lieber an die Tatsachen.«

Arlette gab keine Antwort. Sie wollte ihren Freund nicht noch mehr verunsichern.

Bisher hatten die Stufen in einer geraden Linie in die Tiefe geführt. Das änderte sich zum erstenmal, als die Treppe einen Bogen nach links schlug und nun als Wendeltreppe in die Tiefe ging.

Sie blieb so, wie sie auch schon zu Beginn gewesen. Wurde nicht breiter, auch nicht steiler, aber beide merkten, daß sich die Luft veränderte.

Mehr Kälte strömte ihnen entgegen…

»Ob wir schon unter der Erde sind?« fragte Arlette.

»Kann sein. Wie weit geht es denn noch?« Er holte eine Stufe auf und stand jetzt dicht hinter ihr.

»Das kann ich nicht erkennen.«

»Schade.«

Sie hatten wieder eine Pause eingelegt und standen im Dunkeln.

Zu hören war nur ihr schwerer Atem.

»Geh weiter – bitte! Wenn ich hier noch länger stehe, drehe ich durch. Ich bekomme Platzangst.«

Manchmal knirschte auch Dreck unter ihren Füßen, wenn sie über die Stufen schritten, aber die Kälte blieb.

Plötzlich lachte Arlette auf. »Wir haben es geschafft!« jubelte sie fast. »Wir haben es…«

»Wo denn?«

»Noch einige Stufen.« Durch die Hoffnung beflügelt, lief sie schneller und hatte auch als erste die Treppe hinter sich gelassen.

Arlette hob den rechten Arm, leuchtete und suchte nach einem Ausgang.

»Geheimgänge«, sagte Marcel, der sich wieder gefangen hatte, »enden zumeist im Freien.«

»Richtig – nur siehst du eine Tür?«

»Nein, eigentlich…«

»Doch, hier ist etwas!« rief Arlette und lief so hastig los, daß die Flamme verlöschte. Sie ärgerte sich, blieb stehen, schnippte zweimal an dem Rädchen, die Funken zitterten auf, dann leuchtete das kleine Feuer wieder und fand das Ziel.

Eine Holztür.

Auch Marcel sah sie. Seine Haltung wurde steif, die Augen bekamen den Glanz der Hoffnung und wurden einen Moment später wieder trübe. »Wenn die Tür nun verschlossen ist…«

»Wir müssen es versuchen!«

»Ich mache das!«

Er huschte an Arlette vorbei, die Flamme verlöschte wieder, aber Marcel fand auch im Dunkeln den Griff an der Tür, den er nach unten drückte – und einen heulenden Laut von sich gab.

»Was ist denn?«

»Merde – sie ist zu!«

»Nein!« rief Arlette.

»Doch, zum Henker, wenn ich es dir sage!«

Sie schüttelte den Kopf. »So meine ich das nicht.« Arlette brachte die Hand mit der Flamme näher an den Griff. »Versuch es noch einmal! Los, du hast vielleicht…«

»Wenn ich dir doch sage, daß…«

»Versuch es!« schrie sie.

So hatte Marcel die Frau noch nie erlebt. Er erschrak über ihre Stimme. Das Gesicht wirkte im flackernden Licht wie eine verzerrte Gummimaske.

»Ja, ist gut. Es ist gut, Arlette, ich werde es versuchen. Bist du zufrieden?«

»Mach schon!« drängte sie. Arlette hatte die Arme vorgeschoben.

Sie hielt das schmale, fingerhohe Feuerzeug mit beiden Händen fest und drückte mit der Daumenkuppe die schmale Lasche nach unten.

Auch Marcel packte den Türgriff mit beiden Händen. Das Holz war schon angefault. Es stank und schien gleichzeitig weich zu sein wie dicke Pappe.

Dann zog er. Zuerst hatte er das Gefühl, als würde er die Klinke samt Schloß aus dem Holz ziehen. Er vernahm auch das Knirschen, doch es drang von unten her hoch. Ein Zeichen, daß etwas über den mit Staub und kleinen Steinen bedeckten Boden schrammte.

Es war die Tür.

»Offen!« jubelte er. »Verdammt, es ist offen!«

»Sei doch ruhig, verflixt!«

Beide spürten den kalten Luftzug, der ihnen entgegenwehte und die Gesichter streifte. Die ersten Flocken tanzten in einem rasanten Wirbel durch den Spalt und trafen auf die erhitzte Haut.

Arlette löschte die Flamme des Feuerzeugs. Sie war ebenso nervös wie ihr Partner. Beide konnten es kaum erwarten, bis sie dieses verfluchte Gefängnis verlassen hatten.

Marcel Wächter erweiterte den Spalt, so daß er bequem hindurchschreiten konnte.

Arlette blieb dicht hinter ihm. Im Tunnel war es finster gewesen,

auch draußen hatte sich längst die Dunkelheit über das Land gelegt.
Es herrschte nicht diese Rabenschwärze wie in dem Gebäude.
Wo sie sich befanden, wußten sie nicht. Jedenfalls an einem Hang, der ihnen zur linken Seite hin die Sicht auf das große Schloß nahm.
Bevor Marcel losging, warf er noch einen Blick zurück. Arlette hatte sich ebenfalls durch den Spalt geschoben. Sie nickte ihrem Partner zu. »Jetzt geh auch.«
Der Wind hatte den Schnee nicht nur mitgebracht, er war durch die Böen auch gegen die Hangschräge geweht worden, wo er wie dicke, weiße Pappe lag. Regelrechte Verwehungen begleiteten die Schräge, und die beiden mußten durch die manchmal mehr als kniehohe weiße Pracht stampfen. Es störte sie nicht sonderlich, daß das Zeug durch und in die Schuhe hinein drang. Was sie hinter sich hatten, war schlimm genug gewesen. Da kam ihnen das andere, wie ein Kinderspiel vor.
Sehr weit waren sie vom Schloß nicht entfernt, denn den Wald hatten sie noch nicht erreicht. Ihnen war jedoch klar, daß sie sich durch dieses dichte Gelände schlagen mußten, wenn sie den Ort im Tal erreichen wollten. Marcel drehte sich um. »Wir werden unsere Schwierigkeiten noch bekommen«, erklärte er. »Die Spuren bleiben. Wenn van Akkeren einigermaßen schlau ist, kann er uns…«
»Hör auf, Mensch!«
»Schon gut.« Sie gingen weiter. Es wirkte komisch, wenn sie vor jedem Schritt ein Bein aus der dicken Schneemasse zogen und es wieder hineindrückten. Das war ein äußerst anstrengendes Laufen, doch sie mußten bis Cerbac durchhalten.
Plötzlich blieb Wächter stehen. Er streckte einen Arm zur Seite, um zu dokumentieren, daß auch seine Begleiterin keinen Schritt mehr weiterlaufen sollte.
»Was hast du denn?«
Wächter zog den Kopf ein, weil der Wind einen Schneewirbel gegen ihn trieb. »Ich habe etwas gesehen«, flüsterte er. »Das gehörte nicht hierher.«
»Wen oder was?«
»Eine Gestalt – glaube ich…«
»Du hast dich geirrt. Das kann auch Schnee gewesen sein. Du weißt doch, wie…«
»Nein!« keuchte er und streckte den Arm vor. »Das ist kein Schnee, das ist auch kein Nebel oder etwas anderes, das wie…« Ihm fehlten die Worte.
Dafür sprach Arlette Omère es aus. »Ein Geist«, sagte sie leise.
»Unser Geist…«

***

Das war er in der Tat!
Etwa eine Armlänge über dem Boden und auch schräg zum Hang versetzt, schwebte die Gestalt, die ihnen schon einmal geholfen und die Tür des Geheimgangs geöffnet hatte.
Der erste Schrecken wandelte sich in Erleichterung. Sie konnten sich nicht vorstellen, daß dieser Geist etwas Böses von ihnen wollte.
Diesmal sahen sie das gespenstische Wesen noch weniger deutlich als in dem Zimmer. Die Schneeschleier trieben von der rechten Seite heran, und es sah so aus, als wollten sie den Geist kurzerhand wegwehen oder in den Schnee hineintreiben.
Kam der Geist näher, blieb er stehen? Im Wirbel nicht genau zu erkennen. Beide wischten sich die Augen frei, weil sie mit dem Geist eine gewisse Kommunikation aufnehmen wollten.
Aus dem Flockenwirbel wehte ihnen die Stimme entgegen. Es war eine dringend gesprochene Botschaft, wie ein fernes Singen zu hören, und beide verstanden sehr deutlich, was das Wesen meinte.
»Ihr müßt in den Wald. Und durch den Wald in den Ort. Versteckt euch dort. Er… er ist unterwegs, um euch zu fangen. Er wird euch töten, so wie er mich getötet hatte, als mein Körper und mein Geist noch vereint waren. Deshalb flieht! Lauft weg, laßt alles hinter euch! Ich kann euch nur darum bitten.«
»Wer bist du denn?«
Marcel bekam die Antwort, mit der er nicht viel anfangen konnte.
»Eine Verfluchte bin ich. Eine verfluchte Person auf der Suche nach der ewigen Ruhe, die man mir geraubt hat. Mein Schicksal hat sich erfüllt, das Foto aus der Zukunft ist zu einer grausamen Wahrheit geworden. Ich möchte den ewigen Frieden und kann ihn nicht finden, weil ich unter seiner Kontrolle stehe.«
»Dann flieh einfach!« rief Arlette. »Bitte…«
»Nein, ich stehe unter seiner Kontrolle. Es ist sehr schlimm. Seine Kontrolle ist stärker als mein Wille. Er ist grausam, er ist kalt, er ist ein…«
Der Geist »sprach« nicht mehr weiter, weil er sich plötzlich auf der Stelle drehte, als hätte er von einer unsichtbaren Hand einen harten Stoß bekommen.
»Was ist denn?« rief Marcel.
»Er hat es bemerkt, er hat die Kontrolle über mich. Er… er will mich zurückholen, er wird mich …« Die Gestalt brach ab. »Bitte, wenn ihr vernünftig seid, dann flieht. Lauft in das Dorf. Rennt so schnell wie möglich. Laßt euch durch nichts aufhalten, rennt weg! Ihr müßt weglaufen, ihr müßt euch durch den Schnee…«
Sie hörten nichts mehr. Es war so, als wäre ein Sturmwind gegen das Gespenst gebraust und hätte es zur Seite geschleudert. So sehr beide auch schauten, sie konnten das Gespenst nicht mehr entdecken. Es

ging, um das Schicksal zu erfüllen.
Sie schauten sich an. Beide standen nach wie vor unter dem Eindruck des Geschehens. »Das ist furchtbar«, flüsterte Arlette. »Das ist nicht zu fassen. Mein Gott, in was sind wir hier hineingeraten? Was ist das nur, Marcel?«
»Ich weiß es nicht.«
»Mord und Totschlag!« flüsterte Arlette. »Es muß einfach Mord-und Totschlag sein. Ich… ich kann mir etwas anderes nicht vorstellen, tut mir leid.«
»Aber als Geist…?«
»Auch da, Marcel.« Sie stand dicht vor ihm und schaute in sein Gesicht. »Dieser Geist ist noch schlimmer dran als wir. Wir werden gejagt, aber er ist bereits ein Gefangener. Im Gegensatz zu ihm haben wir noch unsere Chance.«
»Du meinst die Flucht durch den Wald!« Marcel sprach mit tonloser Stimme.
»Genau! Deshalb sollten wir auch keine Sekunde zögern, verstehst du? Der andere ist unterwegs, das hat man uns gesagt. Van Akkeren will auch uns töten. Er hat den Geist zurückgeholt und wird erfahren, was geschehen ist. Wir müssen weg. Außerdem werden wir in Cerbac auf Frank Didier treffen. Vielleicht hat der schon einiges in die Wege geleitet.«
»Bei dem Wetter?«
»Ja, auch dabei.«
Arlette nickte. »Gut, dann zögern wir nicht länger.« Er schaute sich noch einmal um und holte tief Luft. Schneeflocken peitschten gegen sein Gesicht und fanden auch den Weg in seinen Mund. Er leckte sie von den Lippen.
Diesmal ging Arlette vor. Auch sie wußte die genaue Richtung.
Sie mußten einfach weg von diesem schützenden Hang. Nach kurzer Zeit würden sie den Wald erreicht haben, der ihnen Schutz gab.
Jetzt kam der Wind von vorn und brachte unzählige Schneekörner mit. Er peitschte sie gegen die Haut, ließ sie gegen die Kleidung prasseln. Wie dicke, weiße Watte kam er ihnen vor. Bei jedem Schritt sanken sie tief ein. Zusätzlich machte ihnen das Gefälle des Hangs zu schaffen, so daß sie aufpassen mußten, um nicht das Übergewicht zu bekommen.
Wie zwei Tiere wühlten sie sich durch den Schnee. Es war ein regelrechter Kampf zwischen Mensch und Natur, den sie einfach gewinnen mußten. Manchmal strich der Wind heulend über die blanke Schneefläche und schleuderte zahlreiche Flocken hoch, die sich zu Tüchern verdichteten und gegen sie klatschten.
Beide wußten nicht, wo sie sich befanden. Für sie zählte allein, daß sie die Richtung hielten.

Bergab, nur bergab…

Dunkelheit und Schneegestöber ließen keinen freien Blick zu. Sie waren umtost von einer wahren Hölle, die ihnen jegliche Sicht auf den Wald und die Umgebung nahm. Ein dichter, wattiger Herbstnebel in London konnte nicht schlimmer sein.

Arlette hielt sich dicht hinter ihrem Partner. Sie war höchstens zwei Schritte entfernt, hatte aber Mühe, ihn zu erkennen. Den Rücken sah sie nur schattenhaft, so daß ihm selbst ihr Partner vorkam wie ein graues Gespenst.

Wie weit konnte ein Weg werden, wenn die Unbilden der Natur ihnen Hindernisse in den Weg stellten?

Sie wußten es nicht, sie kämpften sich voran. Bei normaler Sicht hätten sie den Wald sicherlich längst erreicht, hier wurde jeder Schritt zur Qual, jeder Meter, den sie abwärts gingen oder rutschten, glich einem kleinen Abenteuer.

Es war nichts zu sehen. Der Schneevorhang nahm ihnen jegliche Sicht. Das blieb nicht so. Es war Marcel Wächter, der die Ausläufer des Waldes zuerst erreichte.

Noch sah er die dicken Stämme nicht, die den Wall bildeten, aber das erste Unterholz; nicht völlig vom Schnee verdeckt, ließ ihn hoffen.

Er drehte sich um und winkte. Arlette verstand. »Haben wir es bald geschafft?« schrie sie.

»Ja.«

Das gab ihnen Mut. Schon wenige Schritte weiter sahen sie etwas in der Dunkelheit hochwachsen.

Eine dichte, auch dunkle Wand, bestehend aus Bäumen, deren Zweige zusammenwuchsen und ein Dach bildeten, durch das die volle Schneemasse nicht durchgefallen war.

Zwar war auch der Waldboden von einer weißen Schicht bedeckt, sie lag aber längst nicht so hoch und glich mehr einem hellen, schräglaufenden Teppich.

Zwar wurde es für beide jetzt einfacher, weil der Schnee sich nicht mehr so hoch auftürmte, doch andere Hindernisse waren ebenfalls nicht zu verachten.

Das Gestrüpp, die harten Äste, die Zweige und auch der Weg, der sich an einigen Stellen so stark senkte, daß sie es beide nicht schafften, sich auf den Beinen zu halten, und den Hang hinabrutschten.

Sie gerieten dabei in Schneewälle, die aufstiebten, als sie hindurchglitten. Irgendwann konnten sich beide fangen. Sie lagen so am Boden, daß sie sich noch anschauen konnten.

Sie keuchten. Auf ihren Lippen lag die Schneekruste, die sie wegleckten. Im Gesicht, auf den Augenbrauen, hatte die weiße Masse Spuren hinterlassen. Während sie sich gegenseitig dabei halfen, auf

die Beine zu kommen, wischten sie Schnee und Wasser aus ihren Gesichtern und rieben auch die Wangen so stark, bis die Durchblutung für eine gesund aussehende Röte sorgte.

»Wo sind wir jetzt?« fragte Arlette schwer atmend.

»Keine Ahnung. Wir müssen tiefer, das ist alles.«

»Und van Akkeren?«

Wächter schlug Schnee von der Kleidung, obwohl es keinen Sinn hatte. »Hast du ihn gesehen?« rief er laut. »Bestimmt nicht. Und ich habe ihn auch nicht entdeckt.«

»Er wird uns im Nacken…«

»Warte doch mal ab, verdammt. Kannst du laufen?«

»Frag nicht so dumm. Weiter.«

Der Weg nahm noch mehr an Gefälle zu. Am Hang hatten sich Böschungen hintereinander aufgebaut. In Stufen liefen sie abwärts oder aufwärts. Sie konnten von den beiden Flüchtlingen nur rutschend überwunden werden. Nach einer weiteren Bauchlandung in einem dichten Unterholz arbeitete sich Arlette keuchend hervor und schüttelte den Kopf, wobei sie gleichzeitig mit der flachen Hand auf die Schneefläche drosch. Ihre Nerven spielten nicht mehr mit. »Hört das denn nie auf?« schrie sie. »Verdammt, ich will bald nicht mehr.«

»Sei doch ruhig. Wenn uns van Akkeren hört!«

»Das ist mir auch egal. Ich hasse ihn. Ich hasse alles, was sich hier bewegt. Dieses verfluchte Schloß, van Akkeren und…« Sie wußte nicht mehr weiter und weinte.

Wächter konnte sie verstehen. Auch er war nahe daran, alles hinzuwerfen. Nur konnte sich das keiner von ihnen leisten. Jede Pause, die sie einlegten, steigerte die Gefahr, von van Akkeren erwischt zu werden. Bisher hatten sie ihm davonlaufen können, ewig würde dies auch nicht währen, das war sicher.

Marcel nahm seine Partnerin bei der Hand. »Das ist nur noch ein kleiner Rest, dann haben wir das Dorf erreicht. Glaub mir, Mädchen. Reiß dich zusammen.«

»Ich versuch' es ja!«

Im unteren Drittel des Hangs lag der Schnee wieder höher. Er war vom Wind angeweht worden und bildete einen dicken Teppich, in den sie wieder einsanken.

Es war ein Kampf mit den Tücken der Natur. Manchmal ruderten sie mit den Händen und den Armen, hielten sich auch wieder an starken Ästen fest, befreiten sie durch das Biegen von ihrer Schneelast und rutschten manchmal in tiefen Schnee hinein.

Umwirbelt und umtanzt von einem dichten Flockenwirbel, manchmal schlimmer als Nebel.

Dann hörten sie etwas.

Selbst durch ihr Keuchen schallte das lawinenartige Lachen von der

Höhe zu ihnen herab.

Ein mörderisches, ein wissendes und gleichzeitig triumphierendes Gelächter, das sie traf und ihnen eine Gänsehaut über den Rücken jagte. Sie spürten beide die Angst und starrten sich aus großen Augen an.

Dann nickte Arlette. Sie wischte sich Schnee von den Lippen, als sie leise sagte: »Er hat nicht aufgegeben, er hat nicht aufgegeben, verflucht…«

Marcel Wächter sagte nichts. Er sah aber ihre gemeinsamen Chancen sinken…

***

Die Weinfässer, das Feuer, der leichte Geruch nach Rauch, die Bewohner von Cerbac, die sich in diesem in den Hang gebauten Weinkeller verkrochen hatten und auf langen Bänken dicht nebeneinander saßen, all dies hatte für Suko und Frank Didier an Bedeutung verloren. Sie starrten Bernard Roski, den Bürgermeister, an, der seine Hand aus dem Bartgestrüpp hervorgezogen und die Fläche so gedreht hatte, daß die Männer draufschauen konnten.

Blut, hellrotes Blut…

Es kam ihnen vor, als hätte Roski es aus dem Bart gesaugt. Irgendwie mußte es auch so sein.

Er starrte sie an, er schaute auf seine Handfläche und schüttelte den Kopf. »Wieso?« fragte er, »wieso…?« Dabei wurde er immer blasser und holte pfeifend Luft.

»Die Fotos«, gab Suko flüsternd zurück. »Ihre Motive werden zu einer grausamen Wahrheit. Ihr seid vor den Bildern geflohen, ohne ihnen jedoch entrinnen zu können. Sie sind euer Schicksal, es tut mir leid, dies sagen zu müssen.«

Roski hatte es nicht allein erwischt. Ein Mann und eine Frau waren vor kurzem ohne sichtlichen Grund zusammengebrochen.

Die Frau hatte noch von Kopfschmerzen geredet.

Und nun Roski…

Suko reagierte sehr schnell. »Halten Sie ihn fest«, sagte er zu Didier, der sich nicht rührte und regelrecht angefahren werden mußte, um sich in Bewegung zu setzen. Er blieb hinter dem Bürgermeister stehen und stützte dessen Rücken ab.

»Ja, das ist gut«, sagte Suko. »Keine Sorge«, wandte er sich an Roski. »Ich sehe mir das einmal an. Schaffen Sie es, den Kopf zurückzulegen? Ich möchte Ihre Kehle untersuchen.«

»Das geht, glaube ich.«

»Okay.«

Roskis Gesicht war starr und gleichzeitig verzerrt, als er den Kopf zurücklegte, damit auch der Bart Suko nicht die Sicht auf die Kehle

des Mannes verdeckte.
Das Licht im Weinkeller war mies. Suko mußte schon sehr genau hinschauen, um den langen, dunklen, waagerecht verlaufenen Streifen zu sehen, der sich sehr dünn und schmal von einer Halsseite zur anderen hinzog.
Er war nicht so tief, daß er lebensgefährlich gewesen wäre, aber er mußte schmerzen.
Und er war aus dem Nichts entstanden.
Suko hörte das schwere Keuchen des Mannes. Er sah auch die kleinen Blutrinnsale, die im rechten Winkel zum Schnitt an der dünneren Haut des Halses nach unten rannen und im Kragen des Hemdes versickerten. Mit einem sauberen Tuch tupfte Suko den Hals ab. Bei jeder Berührung schrak Roski zusammen, sagte aber nichts und biß die Zähne aufeinander.
»Okay«, sagte Suko. »Sie können den Kopf wieder normal halten, Monsieur Roski.«
Er bewegte ihn vorsichtig nach vorn.
In seinen Augen schimmerte es feucht, als er fragte: »Und was ist jetzt?«
Suko hob die Schultern. »Lebensgefährlich sieht der Schnitt nicht aus.«
»Das weiß ich.«
»Was spürten Sie?«
»Es war… es war einfach verrückt. Unter meinem Bart bemerkte ich das heftige Ziehen, als hätte jemand meine Haut zusammengedrückt, verstehen Sie?«
»So ungefähr.«
»Dann spürte ich das Blut. Es floß, es war nicht mehr aufzuhalten. Wie dickes Wasser.« Er starrte Suko hart an. »Wie konnte das geschehen?« fragte er. »Wie war das möglich?«
»Sie sind auch fotografiert worden?«
»Natürlich.«
»Dieser Vincent van Akkeren hat es darauf abgesehen, jeden aus dem Dorf zu töten. Er will die Seelen haben, er fängt sie mit seiner Kamera ein. Es soll ihr und das Schicksal der anderen sein, nicht mehr weiterzuleben.«
Roski mußte die Worte erst verdauen. »Ja«, sagte er schließlich und starrte zu Boden. »Ja, das ist alles schön und gut. Das begreife und verstehe ich. Mich will jemand auf schlimme Art und Weise töten. Nur vermisse ich die Waffe. Wo ist sie? Aus dem Nichts spürte ich den Schmerz. Dann drang Blut aus der Haut. Aber wo ist die Waffe?«
»Wir sehen sie nicht.«
»Und sie ist trotzdem da?«
Suko nickte. »Ja, im Unsichtbaren, Monsieur. Ich kann Ihnen nur

eine Erklärung geben, wenn überhaupt: Schwarze Magie. Wir alle müssen uns damit abfinden, daß dieser Ort und seine Bewohner unter dem Einfluß einer gefährlichen Schwarzen Magie stehen. Sie hat eine Glocke über Cerbac gelegt. Sie war bisher gefangen, nun hat sie sich befreien können.«

»Woher kam sie?«

»Vom Schloß«, erklärte Suko. »Vincent van Akkeren hat dafür gesorgt, daß sie nicht mehr länger in einem Tiefschlaf liegt. Er will sie beherrschen, zusammen mit Ariol Le Duc, der ebenfalls durch die Nacht irrt, und zwar als Untoter.«

Roski hatte schweigend zugehört. Nach Sukos Worten suchte er vergeblich nach einer Antwort. »Was soll ich da sagen?« murmelte er. »Ich muß es so hinnehmen.« Er lachte leise. »Sie haben Ariol Le Duc erwähnt. Er ist tot, schon vor langer Zeit gestorben; das weiß jeder, der einmal auf dem Schloß war. Dort konnte man ihn besichtigen. Er war auf einem Bild zu sehen.«

»Tatsächlich ein Bild?« fragte Didier.

»Natürlich. Wir sahen einen Rahmen und…«

Suko unterbrach die Rede des Bürgermeisters mit einer knappen Handbewegung. »Was immer Sie auch sahen, Monsieur, das ist nicht mehr von Bedeutung. Wir müssen davon ausgehen, daß sich Ariol Le Duc befreit hat oder befreit worden ist. Wir haben es hier in Cerbac nicht nur mit einem Gegner zu tun. Es sind zwei: Vincent van Akkeren und Ariol Le Duc, der van Akkeren gehorcht.«

Roski hatte zugehört. »Und was wollen Sie tun? Bei mir, das war der Beginn, nicht wahr?«

»So sehe ich es auch. Man kann es als eine Warnung auffassen. Ich bin sicher, daß es in dieser Nacht noch zahlreiche Tote geben kann«, sagte Suko und betonte dabei besonders das letzte Wort, weil er Roski nicht zuviel Hoffnung nehmen wollte.

»Tote!« hauchte der Bürgermeister zurück. »Verdammt noch mal. Glauben Sie denn, daß wir hier alle sterben wollen?«

»Nein, das nicht. Ich will auch nicht, daß es soweit kommt. Ich möchte nur, daß dieses verfluchte Grauen gestoppt wird, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

»Das möchten wir alle.«

»Können Sie etwas dagegen tun?«

»Ich hoffe es«, sagte Suko. »Wichtig ist, daß wir van Akkeren ausschalten.«

»Und Le Duc?«

»Auch den. Nur ist van Akkeren derjenige, der Le Duc befehligt. Der Zombie wird – das kann ich Ihnen versichern – auf van Akkeren hören. Denn er hat ihn befreit.«

Roski wollte nicken, überlegte es sich aber anders, als er an seine

Wunde dachte. »Wenn ich richtig überlege, werden Sie uns allein lassen müssen.«

»Wahrscheinlich.«

Der Bürgermeister bekam ein noch blasseres Gesicht. »Sie haben gesagt, daß Sie sich vor Zombies schützen können.«

»Stimmt.«

»Können Sie diesen Schutz uns nicht angedeihen lassen?«

»Das würde ich gern«, gab Suko nach einem schweren Seufzer zu.

»Wirklich gern, aber es ist nicht so einfach, wenn Sie verstehen. Ich kann nicht hier auf ihn warten. Ich muß hinaus, in den Schnee, und dort versuchen, beide zu stellen.«

»Stimmt«, gab Roski zu, um dann zu fragen: »Wie könnte van Akkeren Ihrer Meinung nach reagieren?«

»Er wird versuchen, das in die Tat umzusetzen, was bereits als Foto vorliegt.«

»Also töten?«

»Genau. Ich habe Ihnen das vorhin zu erklären versucht. Um es nicht soweit kommen zu lassen, muß ich ihn vorher stellen.«

»Dann versuchen Sie es.«

»Soll ich mit hinausgehen?« fragte Frank Didier.

»Nein, das ist nicht nötig. Sie bleiben hier und werden einen gewissen Schutz übernehmen.«

Didier erschrak. »Ich? Ich bin doch auch fotografiert worden!«

»Ja. Sie haben aber eine Chance! Schließlich haben Sie nicht bei van Akkeren übernachtet. Ihnen wird möglicherweise nichts passieren. Sie können, wenn Sie wollen, die Menschen hier gegen Angriffe verteidigen.« Suko griff unter seine Jacke und holte die Beretta hervor. »Haben Sie schon mal geschossen?«

»Mit einem Gewehr.«

»Die Funktion der Pistole kennen Sie?«

Didier nickte.

»Wenn dieser Ariol Le Duc erscheinen sollte, schießen Sie auf ihn. Nehmen Sie bitte keine Rücksicht. Auch wenn er wie ein Mensch aussieht, er ist keiner. Er ist ein Untoter, ein lebender Toter, ein Zombie…«

»Moment, Monsieur l’Inspecteur. Ich bin kein Fachmann, aber ich habe damals, als es noch viele dieser schrecklichen Filme gab, gehört, daß Zombies nicht mit normalen Kugeln getötet werden können. Es sei denn, man schießt ihnen direkt in den Kopf und hackt ihnen…« – jetzt schluckte er – »den Schädel ab.«

»Das ist richtig.« Suko deutete auf die Waffe. »In diesem Magazin stecken jedoch keine normalen Bleigeschosse. Es ist mit geweihten Silberkugeln gefüllt.«

»Ach…«

Beide staunten, und der Bürgermeister meinte: »Dann sind Sie ja doch ein Fachmann.«

»Ich sagte es Ihnen schon.«

»Kann ich die Waffe haben? Ich habe bereits mit Pistolen geschossen. Ich war beim Militär…«

»Nein, Monsieur Roski. Sie gehören zu den Betroffenen.«

Didier versuchte zu lächeln. Es wurde nicht mehr als eine Grimasse. »Verflixt«, sagte er, »damit hätte ich auch nie gerechnet. Das ist für mich einfach nicht mehr nachvollziehbar. Ich… ich …«

Suko legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Keine Sorge, Monsieur Didier, man gewöhnt sich an alles, auch an die miesen und schlechten Dinge.«

»Das sagen Sie so.«

Suko hatte nicht auf Roski geachtet, weil er mit Didier sprach.

Plötzlich ging der Bürgermeister zurück. In den Knien war er weich und wacklig. Seine Augen hatten sich geweitet, er riß den Mund auf, atmete röchelnd, dann sahen es Didier und Suko: Über seine Unterlippen drang ein dünner, roter Faden.

Blut…

Roski brach zusammen. Als hätte ihm jemand die Beine unter dem Körper weggezogen, so kippte er auf den harten Untergrund und wäre auch aufgeschlagen, hätte Suko nicht gedankenschnell nachgegriffen und ihn aufgefangen.

Er blieb in den Armen des Chinesen liegen, zwinkerte mit den Augen, wollte etwas sagen, schaffte es nicht mehr und erschlaffte in Sukos Armen.

Durch den Körper des Inspektors fuhr ein Schreck. Er spürte auf seinem Rücken die kalte Haut. Gleichzeitig verstärkte sich auch das Klopfen seines Herzens.

War der Mann tot?

Er hörte Didier stöhnend Luft holen. Auch die anderen Menschen waren von ihren Sitzen aufgesprungen. Sie konnten einfach nicht fassen, was dort vor sich ging.

Langsam kamen sie näher. Suko ließ sie auch gewähren, während er sich um den Zusammengebrochenen kümmerte.

»Ist er tot?« fragte eine zitternde Frauenstimme.

Das wußte der Inspektor selbst nicht. Er befürchtete es, fühlte mit der Fingerkuppe an der Hauptschlagader nach und atmete erleichtert auf, denn das Herz schlug noch und pumpte Blut durch die Ader.

Es hatte Roski nicht erwischt.

Aber die andere Seite hatte die zweite Warnung gegeben, eine dritte würde sie nicht mehr zulassen, sondern direkt und dann erbarmungslos zuschlagen.

Suko schaute in die blassen Gesichter der Umstehenden. Die

Menschen verlangten nach einer Erklärung, die Suko ihnen wegen der kurzen Zeit, die noch zur Verfügung stand, nicht geben konnte.

»Sie müssen«, sagte er, »voll auf mich vertrauen. Auf mich und auf Monsieur Didier, den ich jetzt bei Ihnen zurücklassen werde, wenn ich gehe und versuche, einen furchtbaren Killer zu stellen. Haben Sie mich verstanden?«

»Ja«, sagte ein älterer Mann, dessen weißes Haar den Kopf wie ein Kranz umgab.

»Können Sie so etwas wie ein Anführer sein?«

»Sie verlangen viel.«

»Ich verlange nur, daß keine Panik unter Ihnen hier ausbricht. Sie müssen es gemeinsam durchstehen. Sie sind von einer fremden Magie umklammert worden, sie werden…«

»Ja, schon gut. Wir richten uns danach.«

»Sollten Sie aber von einem Wesen Besuch bekommen, dessen Existenz Sie sich nicht erklären können, dann tun Sie bitte nichts und überlassen alles Monsieur Didier. Ich habe ihm meine Waffe überlassen, die mit geweihten Silberkugeln geladen ist. Sie werden bestimmt gegen den Angreifer helfen.«

Nach Sukos Erklärung wußte niemand so recht, was er sagen sollte. Die Menschen schauten ihn verständnislos an. Für ihn zählte eigentlich nur, daß Didier Bescheid wußte.

Suko zog ihn zur Seite. »Alles klar?«

»Ja.«

»Sie wissen, was von Ihnen abhängt, Monsieur Didier. Ich hätte Ihnen das gern erspart, aber das kann ich nicht. Es ist einfach wie eine Lawine über uns gekommen.«

»Klar, das begreife ich.«

»Alles Gute dann.« Suko reichte ihm die Hand, und er spürte den Schweiß auf Didiers Innenfläche.

»Kann ich sonst noch etwas tun?« fragte er kratzig.

»Ja, wenn eben möglich, dann beten Sie. Beten Sie, daß alles glatt verläuft und gutgeht.«

»Danke, werde ich machen.«

Suko schaute sich nicht einmal um. Er nahm die Tasche mit dem Gral hoch und öffnete die Tür. Es schneite noch immer.

Suko schloß die schwere Tür und tauchte ein in das Chaos aus Schnee und Finsternis.

Ein Mann, der bereit war, eine Hölle zu entfachen, um Menschenleben zu retten…

***

Ich sollte sterben – und es sah verdammt danach aus, als könnten es meine Gegner in die Tat umsetzen.

Sie kamen auf mich zu.
Es waren Söldner, Untote, die stumpfe Ledermasken vor ihren Gesichtern trugen.
Wenn ich mir Mühe gab, konnte ich ihre Augen erkennen. Die Pupillen wirkten wie die Oberflächen blasser Teiche.
Sie selbst handelten nur auf einen Befehl hin. Und den hatte ihnen Ariol Le Duc gegeben, der Herr dieser Burg. Ein Mensch äußerlich, aber schon mit dem Aussehen und der Seele eines finsteren Dämons.
Ariol Le Duc verkörperte den Schrecken, die reinste Tyrannei.
Durch Gewalt und Pression hatte er es geschafft, die Bewohner von Cerbac zu seinen Sklaven zu machen, die dafür sorgten, daß sein Schloß gebaut wurde.
Ein Schloß, das ich zweimal besucht hatte.
Einmal in meiner Zeit, da war es ein leicht baufälliges Gebäude gewesen. Durch einen magischen Zauber oder ein transzendentales Tor war es mir unfreiwillig gelungen, in die Vergangenheit zu reisen, wo ich nun dem echten Ariol Le Duc gegenüberstand, der sich mitten im Bau seines Schlosses befand.
In der Vergangenheit hatte ich ein Mädchen namens Lisa kennengelernt. Sie wohnte auf der anderen Seite der Loire, wo nur wenige Häuser standen und der Wein an den Hängen hochwuchs.
Sie hatte mich quer durch den Wald zu diesem halbfertigen Schloß geführt, wo ich eigentlich vorhatte, dem Spuk ein Ende zu bereiten. [1]
Bisher war mir dies nicht gelungen.
Im Gegenteil, die andere Seite hielt alle Trümpfe in der Hand. Sie hatte zugeschlagen, und das im wahrsten Sinne des Wortes. Ich stand Le Duc bereits gegenüber, aber der Angriff war von einer anderen Seite gekommen. Le Duc umgab sich nicht nur mit Zombies, auch normale Soldaten oder Söldner standen in seinem Lohn.
Sie hatten hinter meinem Rücken die Peitschen geschwungen und mich erwischt.
Die ersten beiden Schläge hatten mich zu Boden geschleudert.
Beim dritten war meine Jacke zerfetzt worden. Nun lag ich bewegungslos wie ein Maikäfer auf dem Boden, umtanzt und leicht erwärmt von den zuckenden Flammen der drei Feuer, deren Finger in die Nacht hineinstießen und einen Teil der Dunkelheit vertrieben.
Auch Lisa konnte mir nicht mehr helfen. Sie war von den Schergen entdeckt worden, ich hatte ihren Schrei während meines Falls vernommen.
Zwar befanden sich zahlreiche Dorfbewohner in der unmittelbaren Umgebung, nur besaßen sie nicht den Mut einzugreifen. Der Terror des Tyrannen war einfach zu stark.
Außerdem waren die Menschen geschwächt, viele am Ende ihrer

Kräfte. Sie, die – nach ihrer normalen Arbeit – in den Körben, in denen sich sonst die gelesenen Trauben befanden, Steine den Hang hochschleppten, damit Ariol Le Duc sein Schloß errichten konnte.

Die beiden Zombies brauchten nur mehr einen Schritt vorzugehen, um direkt neben mir zu stehen.

Ariol Le Duc hielt sich zurück. Aus relativ sicherer Entfernung wollte er beobachten, wie ich mich verhielt.

Waffenlos war ich nicht. Ich hatte ihn zuvor mit der Beretta bedroht, dabei hatten mich die Söldner mit ihren Peitschen erwischt und zu Boden geschleudert.

Zwar hatte sich einer der Riemen um meinen Körper gewickelt und auch den Arm an die Seite gepreßt, doch ich befand mich glücklicherweise in der Lage, meine rechte Hand so bewegen zu können, daß auch die Beretta in eine bestimmte Richtung gelenkt wurde.

»Es ist dein Ende!« verkündete Le Duc mit gewaltiger Stimme.

»Wer mich stoppen will, der kann nur sterben.« Er sprach die nächsten Worte noch dumpfer und finsterer aus. »Ihm bleibt nur der Tod…«

Das hätte er gern gehabt – noch aber lebte ich. Und da war auch der Funke Hoffnung in mir.

Ich wartete ab. Die Zombies mußten wohl erst den Befehl bekommen, um einzugreifen.

Das tat der erste, als Le Duc nickte. Ich hatte zwischen den beiden durchschauen und die Kopfbewegung sehen können. Sie streckten auch die Hände in meine Richtung aus, und ihre teigfarbenen Finger waren wie Greifer, die sich um meinen Hals legten und mich erwürgen wollten.

Zugleich schafften sie das nicht. Nicht einmal der rechte sich vor mir bückende Zombie berührte mich. Ich hatte die Waffe etwas drehen müssen, mein Zeigefinger lag am Abzug, und einen Moment später schaute der Untote in die blasse Flamme vor der Mündung.

Schon erwischte ihn die Kugel.

Ein regelrechter Hammerschlag, der ihn nicht nur zurückschleuderte, sondern auch regelrecht in die Höhe richtete, so daß er normal, auf beiden Beinen, stand.

Er hob noch die Arme an, ging dann rückwärts; was weiter geschah, darum kümmerte ich mich nicht, weil der zweite seinen Auftrag ausführen wollte.

Ihm gelang es, seine Hände auf meine Brust zu pressen. Es war nicht tragisch, daß er auf diese Art die Distanz zwischen uns verkürzte, so konnte ich ihn nicht verfehlen.

Bevor ich schoß, sah ich noch in sein grau wirkendes Gesicht. Er schwebte über mir wie ein Ballon, aufgedunsen und gleichzeitig

schwammig verzerrt. Ein widerliches Gesicht, leer, ohne Ausdruck, und trotzdem mit dem Willen zu töten.

Ariol Le Duc hätte ihn vielleicht noch warnen und zurückholen können.

Er hatte es versäumt und mußte nun die Konsequenzen tragen.

Auch er glotzte in das blasse Mündungsfeuer, als ich abdrückte.

Sein Schädel war nicht zu verfehlen. Das Echo des Schusses rollte über den Platz, wetterte noch zwischen den halbfertigen Mauern, da lag der zweite Zombie längst auf dem Rücken und hatte sein untotes Dasein endlich ausgehaucht.

Wie auch sein Artgenosse.

Meine geweihte Silberkugel hatte ihn in die Brust getroffen. Es war ihm zwar gelungen, sich länger zu halten, der zerstörerischen Kraft des geweihten Metalls konnte er nichts entgegensetzen.

Er wankte wie ein Betrunkener zurück und war mit dem Rücken gegen eine Mauer gefallen.

Dort hielt er sich noch sekundenlang, bis ihn die mörderische Kraft verließ, die ihn bisher am Leben gehalten hatte. Dann brach er zusammen. Es war das endgültige Aus.

Meine Aktion war in relativ kurzer Zeit über die Bühne gelaufen.

Wahrscheinlich hatten nicht alle begriffen, daß ich der Sieger in diesem Kampf geblieben war, aber noch umwickelten mich die verfluchten Peitschenriemen.

Da wollte ich raus.

Die Söldner hielten zwar die Griffe der Peitschen in den Händen; mir gelang es aber, mit der linken Hand eine Schnur zu packen und daran zu reißen.

Der Söldner kippte, weil er nicht loslassen wollte. Dumpf schlug er auf, da hatte ich mein Gelenk bereits um den zweiten Riemen gewickelt und kämpfte weiter.

Der plötzliche Ruck riß dem Söldner den Peitschengriff aus der Hand. Ich wickelte die Riemen blitzschnell in die entgegengesetzte Richtung und bekam meine Beine frei.

Schwungvoll stemmte ich mich hoch, löste auch die andere Peitschenschnur und wollte mich Le Duc zuwenden.

Doch der war verschwunden.

Dafür kamen die Söldner.

Sie waren Soldaten, die dafür bezahlt wurden, ihrem Herrn bis in die Hölle zu folgen. Egal, ob sie dabei den Tod erlitten oder nicht.

Für Geld taten sie alles.

Zu dritt warfen sie sich mir entgegen.

Natürlich hätte ich schießen können, soviel Munition befand sich noch im Magazin, aber ich wollte keine Toten mehr und gehörte schließlich zu den Personen, die man als nahkampferfahren

bezeichnen konnte.
Auch einen Morgenstern nahm ich dabei in Kauf.
Der Söldner schwang die mit Nägeln bestückte Eisenkugel wie ein Lasso über seinem Kopf. Er wollte sie auf mich schleudern.
Das Glück stand auf meiner Seite!
Als die Kugel auf mich zuschwang, duckte ich mich blitzschnell.
Ich hörte sie noch pfeifen, so dicht wischte sie über meinen Schädel hinweg.
Im nächsten Moment war ich am Mann.
Der Söldner war kleiner als ich, dafür stämmiger. Der Schlag mit der Waffe riß aber auch ihn von den Beinen. Ich hörte ihn noch röcheln, dann kippte er zurück, schlug mit dem Rücken auf, und ich riß ihm den Griff des Morgensterns aus der Hand.
Damit fegte ich heran.
Zwei andere kamen auf mich zu.
Den einen holte ich mit einem Schlag von den Beinen. Die Kugel traf seinen Waffenarm. Der Mann heulte auf und taumelte zurück.
Er wankte sogar durch das Feuer.
Der zweite wollte mich mit einer Lanze aufspießen, wie ich sie bisher nur in Museen gesehen hatte.
Sie ähnelte einem Dreizack. Das Ding riß tödliche Wunden, wenn es traf. Aus dem Stand sprang ich zurück.
Von oben nach unten wurde die Lanze herabgewuchtet – und verfehlte meinen Unterkörper. Dafür rammte sie so tief in den Boden hinein, daß Untergrund und Schaft in einer Höhe abschlossen.
Der Söldner war darüber selbst erschrocken. Sein Gesicht mit der fettig wirkenden Haut sah aus wie eine Halloweenmaske, von der ein kantiges Kinn vorsprang.
Ich nahm die Handkante, schlug nicht mit der Faust, die hätte ich mir möglicherweise am Kinn zersplittert.
Der Schlag reichte aus.
Auch ein kräftiger Söldner hat einem Karatetreffer nichts entgegenzusetzen. Er stierte mich für einen Moment an, bevor er kippte. Das bekam ich kaum mit. Beide Hände nahm ich zu Hilfe, um die Lanze aus dem Boden zu ziehen.
Die Beretta hatte ich weggesteckt, ich konnte mich auch mit den alten Waffen verteidigen.
Ein Söldner griff noch an. Er besaß die gleiche Waffe wie ich. Wie ein Stier rannte er auf mich zu.
Mich aufzuspießen, schaffte er nicht, ich war einfach zu schnell zur Seite gehuscht. Dafür schleuderte ich ihm meine Waffe zwischen die Beine und brachte ihn zum Stolpern.
Ich hörte ihn noch schreien, bevor er eine perfekte Bauchlandung hinlegte.

Ich zog die Waffe wieder zurück, fuhr herum, sah keinen weiteren Gegner, die Söldner hielten sich zurück. So einen Menschen wie mich hatten sie wohl selten erlebt.

Dafür vernahm ich einen dünnen Schrei.

Da sich nur eine weibliche Person in unmittelbarer Nähe befand, konnte keine andere als Lisa den Schrei ausgestoßen haben.

Ich drehte mich auf der Stelle. Leider sah ich sie nicht, es war zu dunkel. Wer immer sie gefangen haben mochte, ihm war es gelungen, sie aus dem Restlicht des Feuers zu ziehen.

Der Schrei war dort aufgeklungen, wo das Gelände wieder abfiel und der Wald wuchs.

Am Hang also…

Ich jagte los.

Lisa schrie wieder. Diesmal noch greller, so daß ich Angst um sie bekam.

Mit einem Sprung überwand ich die Geländekante, rutschte aus und glitt den Hang hinab. Erst ein Stück weiter gelang es mir, die Hacken einzustemmen und die Rutschpartie zu beenden.

Sie befanden sich rechts von mir: Lisa und zwei dieser Kerle. Die Söldner hatten das Mädchen gepackt und waren dabei, Lisa zu Boden zu drücken. Ich hörte Worte wie »Hexe« und Satzfragmente wie »Dir werde ich es zeigen«.

Einer der Männer drehte sich.

Er beobachtete mich, wie ich hochkam. Zu einem Warnschrei ließ ich ihn noch kommen. Das Schwert aus der Scheide zu ziehen, schaffte er nicht mehr, ich war einfach schneller. Mit dem Lanzenschaft griff ich ihn an. Er machte vor mir eine Verbeugung, als er erwischt wurde. Dann riß ich mein Knie hoch. Der Söldner verschwand im nahen Gebüsch. Immer noch besser, als tot zu sein.

»John!« schrie das Mädchen. Es hatte mich gesehen und versuchte verzweifelt, sich loszureißen. Den Umhang hatte man ihr abgerissen. Er lag nicht weit entfernt ausgebreitet am Boden.

Jetzt war der Kerl dabei, ihr die Kleidung vom Körper zu reißen.

Ich war im richtigen Augenblick gekommen.

Mein Treffer hieb ihn nieder. Seitlich und sich mehrmals überschlagend, rollte er den Hang hinab. Irgendwo stoppte ihn ein niedrig wachsendes Gehölz.

Nachzugehen brauchte ich ihm nicht. Ich kannte meine Treffer und kümmerte mich um Lisa.

In ihren Augen stand der Schrecken. »Du… du lebst ja!« hauchte sie. »Mon Dieu, ich habe nichts mehr für dein Leben gegeben.«

Ich winkte ab. »Manchmal bin ich eben nicht totzukriegen. Wie geht es dir?«

Sie schaute an sich herab und stellte fest, daß sie fast im Freien

stand. Ein verlegenes Lachen löste sich aus ihrem Mund.
Ich lächelte kurz und hob den Mantel auf. »Bitte, Lisa, der muß reichen.«
»Merci, John.«
»Geht schon klar.«
Sie band die beiden Vorderteile des Mantels unter dem Hals zusammen und fragte, wie es weitergehen würde.
»Für dich gibt es nur eines: den Weg zurück. Geh zu deiner Mutter. Dort kannst du warten.«
»Kommst du denn zurück?« In ihren großen Augen las ich die dringende Bitte.
»Das kann ich dir nicht sagen, Kind. Ich weiß nicht, was mich hier noch erwartet.« Ich hob die Schultern. »Außerdem darfst du nie vergessen, wo ich herkomme.«
»Ja, aber…«
»Kein Aber, ich danke dir, daß du mich geführt hast. Sieh zu, daß du keinem Söldner mehr in die Arme läufst. Ich muß mich endlich um Ariol Le Duc kümmern.«
»Er wird dich bestimmt mit anderen Waffen erwarten. Er ist gefährlich, er ist…«
Ich streichelte ihre Wange, als ihr die Tränen in den Augen schimmerten. »Es ist nicht schlimm, Mädchen, überhaupt nicht schlimm. Verstehst du das?«
»Klar.« Sie schluckte und nickte zugleich. »Manchmal hat man eben Pech.«
»Alles Gute.«
Jeder von uns wußte, daß es ein Abschied war. Doch keiner sprach darüber. Sie nahm einen anderen Weg, und ich schaute ihr noch nach, bis sie der dichte Wald verschluckt hatte.
Meine beiden Freunde, die Söldner, waren aus dem Verkehr gezogen worden. Bis sie sich wieder erholt hatten, wollte ich Ariol Le Duc bereits vergessen haben.
Ich konnte mir nur schlecht vorstellen, daß er sich so leicht geschlagen gab. Typen wie dieser Schloßherr hielten immer ihre Trümpfe in der Hinterhand.
Mit eckig wirkenden Bewegungen kletterte ich den Steilhang hoch und geriet wieder in das Restlicht der Feuer.
Unter den Flammen knackte das Holz mit explosionsartigen Geräuschen. Funken sprühten in die langen Zungen hinein. Sie zogen ihre Bahn wie kleine Kometen.
Wo steckte Le Duc?
Vorhin hatte er noch nahe der Feuer gestanden und seinen Triumph genießen wollen. Jetzt war er verschwunden. Hatte er eingesehen, daß ich ihm möglicherweise überlegen war?

Nein, das kaum. Ich rechnete fest damit, daß Ariol Le Duc dabei war, eine neue Teufelei auszuhecken.

Die Menschen aus dem Ort hatten sich nicht getraut, wieder zu verschwinden. Sie hielten sich im Hintergrund auf. Manchmal wirkten ihre Gesichter wie blasse Gemälde.

Ich schnappte mir einen von ihnen. Es war ein jüngerer Mann mit breiten, kantigen Schultern. »Hören Sie, Monsieur. Wo ist Le Duc hingelaufen? Wo hat er sich verborgen?«

»Ich… ich weiß es nicht.«

»Du mußt doch gesehen haben, wohin er gelaufen ist.«

»Nein, nein…«

Der junge Mann log, das stand fest. Wahrscheinlich war seine Angst vor Le Duc zu groß. Er hob beide Hände als Deckung vor sein Gesicht, als ich mich etwas zu heftig bewegte.

»Keine Sorge, ich will dich nicht schlagen. Ist Le Duc denn noch in der Nähe?«

»Vielleicht…«

»Merci.« Ich ließ den Informanten stehen und fand meinen Weg zwischen zwei Feuern. Wo ich gelegen hatte und sterben sollte, blieb ich stehen. Die Söldner waren noch nicht verschwunden. Sie hockten am Boden und schauten mich grimmig an, taten aber nichts, um mich zu attackieren. Wenn mir der Junge schon keine Antwort gegeben hatte, wollte ich es bei einem der Söldner versuchen, die mich bestimmt noch in »guter« Erinnerung hatten. Ich riß einen der bärtigen Kerle auf die Füße. Es war der, der mich so liebend gern aufgespießt hätte.

»Wo ist Le Duc?«

Der Mann grinste. Vielleicht kam es mir auch nur so vor, weil er den Mund verzogen hatte. »Weg.« sagte er. »Er ist einfach weggegangen.«

»Wohin?«

»In das Refugium!«

Ich horchte auf. Das Refugium also. Wieder ein neuer Begriff, der mich nachdenklich machte. Scharf blickte ich in sein Gesicht. Es war feucht, der Wind spielte mit seinen Haaren, aus denen mir noch der Geruch des Feuers entgegenströmte.

»Erkläre das genauer!«

Der Söldner wollte erst nicht mit der Antwort herausrücken. Ich mußte ihn schon durchschütteln, um ihn auf die richtige Bahn zu bringen. »Was hat es zu bedeuten?«

»Es ist ein Ort, den nur er betreten darf. Da wohnt der große Geist, *der* Geist.«

»Welcher?«

»Man sagt, daß die Hölle in diesem Refugium ihre Spuren hinterlassen hat. Es ist ein Stützpunkt der Hölle, und dort wird sich

der Teufel zeigen.«

»Warst du schon da?«

Hätte er gekonnt, wäre er zurückgezuckt. So aber blieb er in meinem Griff hängen. »Nein, ich gehe nicht dorthin. Keiner geht dort hin. Da erwachen die Toten zum Leben. Du hast sie gesehen, es… es waren Wiedergänger, lebendige Tote. Einen größeren Schrecken kann auch die Hölle nicht verbreiten.«

»Wer erweckt die Leichen? Le Duc?«

»Das weiß keiner von uns. Wir haben ihm die Toten besorgt, er hat sie selbst mitgenommen.«

»Und wie komme ich dorthin?«

»Du… du mußt durch die Lücke gehen, wo die Mauern fast zusammengewachsen sind.«

»Und dann?«

Er winkte mit beiden Händen ab. »Um alles in der Welt, nein! Ich kann dir nichts sagen. Keiner von uns hat bisher das Refugium betreten. Es ist eine verbotene Welt, wo das Böse haust und…«

Ich ließ ihn los. »Schon gut. Sag deinen Kumpanen, daß sie sich schleichen sollen. Du natürlich mit. Ich will von euch keinen mehr hier sehen. Verstanden?«

Er war breitbeinig stehengeblieben und nickte in meine Richtung.

»Ja, ich werde gehen.«

»Gut.«

Ich drehte mich um, weil ich Schritte gehört hatte. Ein gebeugt gehender Mann schritt mir entgegen. Er breitete die Arme aus und nickte mir zu. »Bitte«, sagte er mit leiser Stimme. »Ich hörte alles. Ihr… ihr dürft nicht gehen, Fremder. Tretet nicht in die Hölle. Sie kann für Euch zum Verhängnis werden. Wo der Teufel regiert, hat keines Menschen Fuß etwas zu suchen.«

Ich lächelte knapp. »Das glaube ich dir gern, mein Lieber. Nur bin ich gekommen, um den Teufel von der Erde wieder in die Hölle hineinzustoßen.«

»Woher nehmt Ihr diesen Mut?«

»Das ist schwer zu erklären. Denke einfach, daß ich zu den größten Feinden des Satans zähle.«

Fassen konnte er es nicht, drehte sich aber um, hob die Schultern und ging so langsam davon, wie er gekommen war.

Ich schaute mich nach den Söldnern um. Sie kümmerten sich nicht mehr um die Bewohner von Cerbac, ihre Sorgen waren andere geworden. Mit scheuen Blicken schauten sie zu mir herüber, und manchmal, wenn sich unsere Augen trafen, duckten sie sich auch.

Irgendwie kamen sie mir vor wie geprügelte Hunde.

Der Kerl hatte von einem Refugium gesprochen. Ich drehte den flackernden Feuern den Rücken zu und blickte nach vorn, wo ein Teil

des Mauerwerks bereits stand.

Wo es fast zusammenwuchs, da mußte ich hingehen. Es war eine dunkle Ecke. Selbst der allerletzte Widerschein reichte dort nicht mehr hin. Blauschwarze Schatten überlagerten alles. Mir schien es so, als würde sich an dieser Stelle die Finsternis besonders dicht zusammenballen, so daß sie eine Wand bildete.

Ich beeilte mich nicht besonders. Im Laufe der langen Zeit hatte ich so etwas wie einen sechsten Sinn entwickelt, eine warnende Stimme, und die meldete sich auch jetzt.

Es fiel mir schwer, die Warnungen in Worte zu fassen. Ich überlegte, ich dachte nach, was mir dieses Gefühl eigentlich sagen wollte. Geh nicht, sei vorsichtig, du wirst von einem unheimlichen Grauen empfangen. All dies schoß mir kreuz und quer durch den Kopf, ohne mich allerdings von meinem eigentlichen Plan abhalten zu können.

Ich kannte das Schloß in seinem fertigen Zustand. Hier standen nur die Außenmauern und ein Teil der Innenwände. Das Dach war nicht vorhanden, auch nach Aufgängen oder Treppen hielt ich vergeblich Ausschau. Das Schloß befand sich in einem Rohbau.

Noch einen letzten Blick warf ich zurück. Die Söldner hatten das Weite gesucht. Wer sich jetzt noch in der Nähe aufhielt, zählte zu den Bewohnern von Cerbac.

Sie würden nie begreifen können, daß ich mein Leben aufs Spiel setzte. Es hatte mich in die Vergangenheit geschleudert, und dafür mußte es einfach einen Grund geben.

Die Dunkelheit, die so blauschwarz wie ein See vor mir lag, verschluckte mich.

Ich tauchte in sie hinein, achtete auf meine eigenen Schritte und empfand das Knirschen unter den Sohlen als ein unangenehmes Geräusch. War es kälter geworden, oder täuschte ich mich? Ein eisiger Hauch wehte mir von allen Seiten entgegen und umflatterte mich wie ein unsichtbarer Umhang.

Je tiefer ich in dieses Gebiet hineinschritt, um so gefährlicher und düsterer kam mir die Finsternis vor. Sehen konnte ich nichts, deshalb holte ich die kleine Leuchte hervor. Der helle Stahl der Halogenlampe fraß sich in die Finsternis, teilte sie, erreichte aber kein Ziel.

Diese Schatten waren nicht normal.

Mir kamen sie vor, als würden sie leben, als wären sie aus irgendeiner Götzenwelt erschienen, um sich hier auszubreiten.

Ich dachte daran, daß Ariol Le Duc einer derjenigen gewesen war, die einmal zu den Templern gehört hatten. Irgendwann hatten sie sich von der eigentlichen Gruppe abgekapselt und waren den Weg der Finsternis gegangen. Ich schritt in die blauschwarzen Schatten hinein, als würde irgendwo vor mir der Spuk lauern.

»Nicht weiter, John Sinclair. Geh nicht weiter…« Es war eine dumpfe

Stimme, die mein rechtes Ohr erreichte. »Du mußt in der Dunkelheit bleiben, verstehst du?«

»Wer spricht?«

»Es tut nichts zur Sache. Ich meine es gut mit dir. Vielleicht werden wir uns auch sehen können.«

»Wer?«

»Keine Fragen, bleib stehen…«

Wer so mit mir redete, dem wollte ich auch gehorchen. Ich grübelte darüber nach, wo ich die Stimme schon einmal gehört hatte. So gänzlich fremd war sie mir nämlich nicht vorgekommen.

Es hatte keinen Sinn, sich den Kopf zu zerbrechen, mir fiel nichts ein, außerdem tat sich etwas in der blauschwarzen Dunkelheit vor mir. Sie wurde erhellt und trotzdem irgendwie nicht heller. Ich konnte aber etwas erkennen.

Da zeichneten sich plötzlich Umrisse ab, als hätte sie ein Maler hineingepinselt. Die Umrisse waren noch zu undeutlich, um sie genau zu erkennen, aber sie nahmen an Intensität zu.

Ich sah.

Vor mir hockte er im Schneidersitz auf dem Boden: Ariol Le Duc, der Mann mit dem scharf geschnittenen Gesicht eines Raubvogels und den beiden Hörnern, die oberhalb seines Schwerts aus der Haube wuchsen. Das bleiche Haar umrahmte den dreieckig angelegten Kopf wie Wattefäden. Das Bild von einem alten Geier fiel mir ein, als ich ihn so sah.

Das war nicht alles. Über seinem Schädel malte sich eine Figur ab.

Karfunkelsteine leuchteten in einem ziegenbärtigen Gesicht.

So konnte nur einer aussehen: Baphometh!

***

Das also war das Refugium!

Ein Gebiet, in dem derjenige herrschte, der von den Templern angebetet wurde: Baphometh!

Er war ein Teil der Hölle, ein Part des absolut Bösen, das sich drittelte.

Einmal in Asmodis, dann in Beelzebub und auch in Baphometh.

Diese drei Personen zusammen aber ergaben das absolut Böse, das Grauen schlechthin, das ebenfalls einen Namen besaß: Luzifer!

Nur blieb das Böse nicht immer zusammen. Jeder Teil davon wollte so viele Diener auf seiner Seite stehen haben wie möglich.

Und als Diener, da waren sich alle gleich, sah man die normalen Menschen an und vor allen Dingen deren Seelen.

Ariol Le Duc, der Mensch, hatte seine Seele längst an Baphometh verkauft. Davon mußte ich einfach ausgehen. Er hatte sie ihm gegeben, um seinen Lohn zu empfangen.

Sie alle, die sie der Hölle dienten, hofften auf Macht, Reichtum und ewiges Dasein.

Ich spürte den Ansturm an Schwarzer Magie wie einen gewaltigen Druck, der mir einen Teil meines Atems raubte. Es war einfach furchtbar. Hier würde sich kein Mensch frei entfalten können, die Kräfte der anderen Seite hielten ihn fest.

Auch ich wunderte mich, wie schwach ich war. Als wäre dieser böse Fluch, wie er auch genannt wurde, dabei, mir die Kräfte aus dem Körper zu saugen.

Ich war stehengeblieben und spürte auch nicht mehr das Bedürfnis, weiterzulaufen. Mir kam es vor, als wäre da eine Hand, die mich zurückdrückte und in eine hinter mir lauernde hineinschob, die mich wieder nach vorn stieß.

Man hatte vom bösen Fluch gesprochen. Ich hätte nur nie gedacht, daß er mir derart an die Substanz gehen würde. Mein Hirn wurde zwar nicht leergesaugt, aber etwas tat sich hinter der Stirn.

Da war plötzlich ein großer Druck vorhanden.

Ich war in eine Mühle geraten, genauer: zwischen die Steine einer unsichtbaren Mühle.

Davor hockte Ariol Le Duc!

Ein Widerling mit seinem dreieckigen Gesicht und den blaugrauen, langen Haaren, dem verkniffenen Mund, der zu einem breiten Grinsen verzogen war, das Triumph zeigte.

Er hatte gewonnen.

»Ich wußte, daß du kommst. Du willst mich in deiner Zeit töten, das kann dir nicht gelingen. Ich habe dich nicht ohne Grund in die Vergangenheit geholt, denn hier werde ich dich wehrlos machen, mein Freund. Ja, du wirst wehrlos sein.«

»Das wünschst du dir, Le Duc…« Ich wunderte mich über meine eigene Sprechweise. Normalerweise flossen mir die Worte glatt über die Lippen, hier schaffte ich es nicht und hatte große Mühe, überhaupt die einzelnen Buchstaben zu formulieren.

»Meine Wünsche«, erklärte er und breitete dabei die Arme aus, »gehen stets in Erfüllung. Ich bin hier der Meister, ich habe dich geholt, ich schloß in deiner Zeit einen Pakt mit van Akkeren, um dich in der Vergangenheit zu vernichten. Es war eine Falle für dich. Wir haben dich geholt, die Rache ist unser, denn wir haben auch nicht vergessen, daß du es gewesen bist, der uns den Dunklen Gral genommen hat. Wir wollten ihn besitzen, aber du hast ihn genommen, dafür wirst du büßen, Sinclair!«

Oft genug schon hatte ich in ziemlich prekären Situationen gesteckt. Es war mir stets gelungen, mich zu befreien, auch wenn meine Gegner zuvor mein Ende mit großen Worten angekündigt hatten.

Hier empfand ich anders. Ich glaubte Le Duc. Er und van Akkeren

hatten mir eine raffinierte Falle gestellt, in dem sie die Gegenwart und die Vergangenheit kraft ihrer Magie zusammengemixt hatten. Und ich bekam so etwas wie Angst oder Furcht. Jedenfalls eine Beklemmung, die mich beim Atmen störte.

Was war das?

Die beiden Figuren Baphometh und Le Duc konnten es nicht sein.

Da hatte ich schon Schrecklichere gesehen. Möglicherweise lag es an der gesamten Atmosphäre und auch daran, daß ich mich irgendwie schwach fühlte und gleichzeitig verlassen.

Darüber dachte ich nach. Gerade das Gefühl der Verlassenheit war mir eigentlich unbekannt. Bisher hatte ich stets einen Bonus an Vertrauen gehabt. Weshalb war er verschwunden?

Das drückende Feeling blieb, die Angst steigerte sich noch leicht, und plötzlich wußte ich, wieso ich mich selbst so stark negativ einschätzte.

Das Vertrauen in mein Kreuz fehlte!

Im ersten Augenblick erschrak ich über mich selbst, schaffte es mit Überwindung, mich mit diesem Thema näher zu beschäftigen und bekam den Eindruck, mutterseelenallein und hilflos dem absolut Bösen gegenüberzustehen. Als hätte sich das grauenhaft kalte Gesicht Luzifers manifestiert.

Als ich das Grinsen auf dem häßlichen Geiergesicht des Ariol Le Duc sah, wurde mir auch klar, daß er etwas von meinem inneren Zustand bemerkt hatte. Zudem bewegte er seine Augenbrauen auf und nieder. Die Haut an den Wangen zuckte, er dokumentierte äußerlich, mit welchen Gedanken er sich beschäftigte.

»Siehst du ein, daß hier dein Weg zu Ende ist?« fragte er mich und wartete begierig auf eine Antwort.

»Nein, das ist nicht der Fall.« Meine Stimme klang längst nicht mehr so fest wie sonst, was mich ärgerte.

Er hob seine knochigen Schultern. »Das sehe ich anders, aber es spielt keine Rolle mehr. Du bist gekommen, das ist wichtig, und ich spüre, daß du es tatsächlich bist. Du bist Sinclair und trotzdem eine andere Person.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Dich umgibt eine Aura, die mir bekannt ist. Du strömst etwas aus, das ich vor nicht allzu langer Zeit schon einmal aufgenommen habe. Irgend etwas ist an dir, wozu du selbst nichts kannst. Ich habe dich schon einmal gespürt.«

»Das glaube ich kaum.«

»Doch!« rief er scharf und streckte mir seinen Arm entgegen. Der rechte Zeigefinger wies auf mich. »Du stehst nicht zum erstenmal vor mir. Allerdings habe ich dich anders in Erinnerung, da spürte ich die gleiche Aura, und mir war auch klar, daß derjenige, der vor mir stand, zu meinen Feinden gehörte.«

»Dann sag mir genauer…«

»Valois!« rief er mit lauter Stimme und ballte seine Hände zu Fäusten. »Es war Hector de Valois. Das ist es gewesen, das ist es genau. Du und er, ihr beide besitzt die gleiche Aura, die nur sehr sensible Personen wie ich wahrnehmen können. Ihr seid verwandt, vielleicht sogar seelenverwandt…«

Da hatte er gar nicht mal so unrecht. Wir waren es tatsächlich.

Hector de Valois hatte zu den großen Templer-Führern gehört. Er war ein Mensch gewesen, der auf der Seite des Guten stand. Die Templer, die Baphometh verehrten, hatte er strikt abgelehnt und sie sogar als seine Feinde bekämpft. Dazu gehörte auch Ariol Le Duc.

Ich wußte ja, daß sich er und der Valois gekannt hatten, und ich wußte ferner, daß ich schon einmal als Hector de Valois gelebt hatte.

Es war nicht mein einziges Leben gewesen. Jedes war irgendwie untrennbar mit meinem Kreuz verbunden.

Hector de Valois hatte es besessen, Richard Löwenherz ebenfalls, und es gab sicherlich noch andere Stationen auf dem Weg zurück.

»Hector de Valois«, flüsterte mir Le Duc rauh zu, »war ein gefährlicher Mann, denn er besaß eine mächtige Waffe, die er stets bei sich trug. Er war Templer und dem Kreuz verbunden…«

»Die Waffe besitze ich auch!« Endlich konnte ich eine Antwort voller Triumph geben. Das schlechte Gefühl hatte ich überwunden, und ich wartete darauf, daß der andere ängstlich oder negativ reagierte.

Das passierte nicht.

Statt dessen nickte er mir zu. Er bewegte sich in dem blauschwarzen Schatten und sagte sehr lässig, als ob dies nichts Besonderes wäre: »Ich weiß…«

Die Antwort gefiel mir überhaupt nicht. Dämonen oder auch Menschen, die sich mit der schwarzmagischen Seite verbündet hatten, reagierten normalerweise anders auf die Erwähnung des Kreuzes: verirrt, ängstlich; doch Le Duc wirkte eher gelassen, als würde ihm dies alles nichts ausmachen. Ich gab mir einen innerlichen Ruck. »Und mit diesem Kreuz«, sagte ich, »wird es mir auch gelingen, deine und die Macht Baphomeths zu zerstören. Du kennst seine Kraft, Hector de Valois hat es dir bewiesen. Ich bin aus der Zukunft gekommen und habe…«

»Gar nichts hast du!« Fast mürrisch winkte er ab. Die Geste kam mir auch überheblich vor.

Ich wollte endlich wissen, woran ich war. Deshalb holte ich das Kreuz hervor.

Nicht sehr schnell, mit gemächlichen Bewegungen. Schließlich wollte ich seine Furcht sehen.

Es war eine Enttäuschung. Le Duc fürchtete sich nicht. Interessiert schaute er mir bei meinen Bemühungen zu und bekam mit, daß ich

die Kette über den Kopf streifte und das Kreuz hervorzog, wobei ich es auf meiner Handfläche liegen ließ.

»Ist es das?« fragte ich.

»Ja, John Sinclair!«

»Dann weißt du Bescheid, wer oder was dich vernichten wird, Le Duc. Dieses Kreuz hat selbst Asmodis schon Furcht eingejagt. Du kennst es auch, als Hector de Valois es in seinem Besitz hatte und…«

»Es gibt da einen Unterschied!« fiel er mir ins Wort.

»Und welchen?«

»Damals waren dort, wo sich die beiden Balken treffen, gewisse Zeichen zu sehen. Die sind heute nicht mehr vorhanden. Begreifst du nun, John Sinclair…?«

Mir schwante Schreckliches…

***

Als Arlette Omère anfing zu lachen, da verstand Marcel Wächter die Welt nicht mehr.

»Was hast du?« fuhr er sie an und riß sie an der Schulter herum.

»Was ist so lächerlich?«

Sie wühlte Schnee auf und warf ihn in den vom Himmel fallenden Flockenwirbel. »Begreifst du denn nicht, daß wir es geschafft haben, mein Freund? Ist dir das nicht klar?«

»Nein, wieso…?«

»Wir sind da, verflixt! Wir haben diesen verdammten Berg hinter uns gelassen. Wir haben es geschafft. Es geht nicht mehr bergab. Wir sind in Cerbac angekommen.«

Sie hatte sehr laut gesprochen, und jedes Wort war von Wächter verstanden worden.

»Wieso? Ich…«

Jetzt schüttelte Arlette ihn durch. Auf ihrem Gesicht war der Schnee zu hellen Tropfen geschmolzen. »Mensch, Marcel, es ist vorbei. Wir sind in Sicherheit. Schau nach links, da siehst du die Lichter der Laternen, und das andere sind die Umrisse der Häuser.«

Er nickte langsam. »Du hast recht!« sagte er dann. »Du hast ja so recht.«

»Na bitte.«

Wächter schüttelte den Kopf, als wollte er noch darüber nachdenken. Dann hatte es auch ihn gepackt. All die Anspannung der letzten Zeit entlud sich in einer wahnsinnigen Reaktion. Er stürmte auf seine Begleiterin zu, riß sie an sich und drehte sich mit ihr auf der Stelle. »Das ist Wahnsinn!« schrie er. »Das ist der absolute Wahnsinn, das ist herrlich. Wir sind durchgekommen, wir sind…«

»Natürlich sind wir frei.«

Wächter schaufelte seine Haare zurück. Sie waren naß und glitschig,

als hätte man öl über sie gekippt. Er sah Arlette an. »Und was machen wir jetzt, Mädchen?«

»Was hatten wir denn vor?«

»Telefonieren.«

»Ja, wenn wir einen Apparat finden. Aber das wird Frank schon erledigt haben.«

»Dann müßten wir nach ihm suchen.«

»Klar.«

Wächter schüttelte den Kopf. »Nein, ich möchte trotz allem ein Telefon suchen.« Er hob die Schultern und schaute in den fallenden Schnee. »Ich weiß es auch nicht genau, aber irgend etwas ist hier, das mich gewaltig stört.«

»Und was?«

»Kann ich dir nicht sagen. Es ist einfach die Aura, das Flair, das Gefühl…«

»Aber Frank müßten wir hier finden.«

»Das kann schon sein.« Er nickte in Richtung Ort. »Laß uns erst mal hineingehen, dann sehen wir weiter.«

»Wie du willst.«

Sie hakten sich unter. Arlette schaute sich manchmal um, denn sie dachte an van Akkeren und glaubte fest daran, daß der nicht aufgegeben hatte. Nichts war zu sehen. Statt dessen näherten sie sich der ersten Laterne. Durch ihr gelbes Licht wirbelten unzählige Schneeflocken. Die Schneedecke wurde höher.

Sie lag wie ein Teppich auf der Straße, den Hausdächern und war auch gegen die Mauern geweht worden.

Parkende Fahrzeuge bildeten weiße Hügel. Das Fabrikat der Wagen war nicht mehr zu erkennen.

»Auch hier haben die Leute Telefon«, sagte Wächter. Er ging nach links auf eine dunklere Hauswand zu, die sich, zunächst ein viereckiger Schatten, allmählich herausschälte.

Über der Tür wuchs ein schmales Vordach. Da der Schnee von der Seite her kam, waren auch die Stufen verweht worden.

Marcel drückte gegen die Tür und bekam große Augen. Er wunderte sich darüber, daß sie nicht verschlossen war.

»Offen!« flüsterte er.

»Dann geh doch hinein.«

»Das ist schon komisch…«

Arlette drückte ihm die Hand in den Rücken. »Mach schon. Niemand wird etwas dagegen haben. Wir befinden uns schließlich in einer gewissen Zwangslage.«

»Da hast du recht.« Er stieß die Tür so weit auf, daß sie in den schmalen Hausflur hineinschwang.

Sie kamen aus der Kälte und traten in die Wärme eines alten Hauses

mit dicken Mauern, wo die warme Luft gespeichert wurde.

Im Flur traten sie die Füße ab.

Schnee blieb neben ihnen liegen und taute allmählich zu blanken Wasserpfützen.

»Es scheint niemand anwesend zu sein«, flüsterte Arlette, »sonst hätte man uns längst gehört.«

»Ja, stimmt…«

»Geh mal vor.«

»Dann mach du Licht.«

Arlettes Hand lag längst auf dem kleinen Kipphebel des Schalters.

Wenig später wurde es hell. Die Tellerlampe unter der Decke ließ erkennen, daß von dem schmalen Flur mehrere Türen abzweigten.

Eine stand weit offen. Marcel ging bis dorthin vor und peilte um die Ecke. Sein Blick fiel in ein leeres Wohnzimmer und genau auf die viereckige, graue Scheibe einer Glotzkiste. Daneben stand auch ein schwarzes Telefon.

»Wer sagt's denn?« lachte er. »Wir können telefonieren.«

»Willst du in St. Etienne anrufen?«

»Klar.«

»Und wen dort?«

Er drehte sich um: »Zumindest die Polizei. Die muß kommen und…«

»Was willst du ihnen sagen?«

»Die Wahrheit.«

»Einverstanden.«

Marcel Wächter hob den Hörer von der Gabel. Arlette schaute sich um. Das Zimmer war mit alten Möbeln vollgestopft und wirkte trotzdem gemütlich. In einer Ecke stand ein schwarzer Ofen. Hinter der feuerfesten Sichtklappe glühten noch die letzten Kohlereste wie allmählich verlöschende Augen.

Sie wunderte sich darüber, daß sie das Surren der Wählscheibe nicht vernahm, schaute auf ihren Freund und stellte fest, daß Marcel noch nicht angerufen hatte.

»Was ist denn los?« fragte sie.

Marcel stand dicht unter der Deckenlampe, deshalb konnte Arlette auch sein bleiches Gesicht erkennen, als er sie anschaute.

»Tot«, sagte er, »die Leitung ist tot…«

»Tatsächlich?«

»Ja, keine Verbindung.« Marcel hämmerte auf die Gabel und hob die Schultern. »Nichts, gar nichts. Verdammt auch!« Er legte den Hörer zurück und ballte die Hände. »Damit habe ich auch nicht gerechnet.«

Arlette blieb stumm. Sie war durchgefroren, spürte jetzt die Wärme des Ofens und bekam trotzdem eine Gänsehaut. »Weißt du was?« fragte sie, wobei ihr Blick ins Leere glitt. »Ich glaube, Marcel, daß wir vom Regen in die Traufe gekommen sind.«

Er sah sie mißtrauisch an und wischte seine feuchten Handflächen ab. »Wie meinst du das denn?«

»Ganz einfach. Die Telefonleitungen sind tot. Schon als wir das Dorf betraten, kam es mir wie ausgestorben vor. Ich werde einfach das Gefühl nicht los, daß wir beide die einzigen Personen sind, die sich in Cerbac befinden.«

»Wieso?«

Arlette hob die Schultern. »Das kann ich dir auch nicht sagen. Es ist ein Gefühl, verstehst du?«

»Kaum.«

»Wir können in den anderen Häusern nachschauen und werden keinen entdecken, glaub mir.«

Marcel suchte nach Erklärungen. »Weshalb sollten die Leute bei diesem Wetter ihre Häuser verlassen haben? Das ist mir unbegreiflich. Bei Schnee und Regen bleibe ich in der Bude und renne nicht hinaus. Kannst du das verstehen?«

»Nein.«

»Und trotzdem bist du der Meinung, daß wir keinen Bewohner hier auf der Straße finden.«

»Richtig. Es ist mein Gefühl, Marcel. Ich habe gespürt, daß etwas nicht stimmt. In den letzten Stunden bin ich sehr sensibel geworden. Der Vergleich, vom Regen in die Traufe zu kommen, kann durchaus stimmen, meine ich.«

»Wir sollten es trotzdem in einem anderen Haus versuchen.«

»Ich habe nichts dagegen.«

Sie verließen die Wärme und wurden wieder vom scharfen Wind erwischt, der ihnen die Flocken in die Gesichter schleuderte. Niemand war bei dem Wetter draußen. Cerbac wirkte tot, verlassen. Es kam ihnen so vor, als hätten andere Kräfte die Kontrolle übernommen.

Das nächste Haus lag nicht weit entfernt. Es war größer. An einigen Fensterscheiben klebte Schnee, der einfach nicht tauen wollte. Auch hier fanden sie die Haustür offen.

Beide blieben in den unteren Räumen. Sie fanden das Telefon in der Küche und machten zudem noch eine ungewöhnliche Entdeckung. Auf dem viereckigen Tisch standen die Teller mit dem Essen.

Es sah so aus, als hätten die hier wohnenden Menschen ihre Mahlzeit zwischendurch unterbrochen, um zu verschwinden.

»Da hast du den Beweis!« Arlette wies auf den Tisch. »Sie sind *während* der Mahlzeit gegangen. Nicht einmal die Teller haben sie geleert. Da muß doch etwas passiert sein.«

»Was denn?«

»Frag mich was Leichteres.« Arlette hob den Hörer ab und hielt ihn ein Stück von ihrem Ohr entfernt. »Hörst du was?« fragte sie.

»Nein.«

Sie nickte. »Die Leitung ist tot. Sie wird überall tot sein, Marcel, und wir sitzen in der Klemme.«

»Das Gefühl habe ich mittlerweile auch.« Er wirkte hilflos, als er sich auf einen Stuhl setzte. »Sollen wir uns zu Fuß bis in den nächst größeren Ort durchschlagen?«

»Bei dem Wetter und mit van Akkeren im Nacken?«

»Verdammt, was sollen wir denn machen?«

»Nichts«, sagte Arlette. »Wir bleiben hier und warten darauf, daß es hell wird.«

»Klasse! Und Frank Didier?«

»Der müßte sich eigentlich in Cerbac aufhalten, falls er es geschafft hat.«

»Was spricht dagegen?«

»Der Schnee kann es wohl nicht sein. Ich komme hier nicht mehr zurecht, Marcel. Laß uns gehen!«

»Und wohin?«

»Vielleicht finden wir noch jemanden. Es ist ja möglich, daß nicht alle den Ort verlassen haben. Zudem frage ich mich, weshalb sie Angst hatten.«

»Das weiß ich nicht.«

»Van Akkeren kann es wohl nicht gewesen sein.«

»Das meine ich auch.«

»Da steckt bestimmt noch etwas anderes dahinter.« Arlette holte tief Luft: »Wir sind hier in eine Lage geraten, die wir noch gar nicht überblicken können.«

Wächter stand auf. Er schaute wie zufällig zum Fenster, sah hinter der Scheibe den wirbelnden Vorhang aus Schnee, aber er entdeckte gleichzeitig noch etwas anderes.

»Da!« keuchte er und wies auf das Glas. »Dahinter – das Gesicht!«

Arlette drehte sich.

Als sie hinschaute, war es verschwunden. »Wo? Ich sehe nichts, tut mir leid.«

»Es war aber da!«

»Und wer war es?«

Marcel schaute sie an, als wollte er jeden Moment anfangen zu weinen. »Wenn ich dir das sage, bleibt dir die Luft weg. Es war Simones Killer!«

***

Arlette sagte zunächst nichts. Sie wurde bleich, dann hauchte sie:

»Der Zombie aus dem Schloß?«

»So ist es!«

»Wie kommt er denn hierher?«

»Bestimmt auf dem gleichen Weg wie wir. Dir ist doch klar, daß wir

es mit zwei Gegnern zu tun haben.«

»Jetzt bestimmt.« Arlettes Stimme versiegte bei den letzten Buchstaben.

Beide starrten auf das Küchenfenster. Es war nicht sehr groß, nur ein mit Glas gefüllter Ausschnitt in der Wand. Dahinter wirbelte der weißgraue Vorhang, der einfach nie abreißen wollte.

»Kannst du dich nicht auch getäuscht haben?« fragte Arlette mit leiser Stimme.

»Nein, ich habe das Gesicht gesehen. Ich spinne nicht, ich bilde mir nichts ein.«

»Dann belauert er uns.«

»Genau – und denk an die Fotos. Simone ist gestorben, wir sollen noch ermordet werden. Diese unheimliche Bestie will alles in die Tat umsetzen, was wir auf den Fotos gesehen haben.«

Arlette ging schon zur Tür. »Wir können nicht mehr hier im Haus bleiben, Marcel, wir müssen weg. Das ist eine Falle. Wenn diese Gestalt tatsächlich hinter der Scheibe war, dann braucht sie nur um das Haus herumzugehen und kann durch die Tür…«

»Alles klar!« Marcel schaute sich um und ging auf eine Schublade zu, die er so heftig aufzog, daß die darin liegenden Gegenstände anfingen zu klirren.

Arlette ahnte jetzt, was er vorhatte. Sie bekam den Beweis, als er das Messer in der rechten Hand hielt. Seine Augen hatten dabei einen ungewöhnlichen Glanz angenommen. »Das ist es!« flüsterte er. »Das wollte ich haben. Willst du auch eine Waffe?«

Sie schüttelte heftig den Kopf. »Ich… ich fürchte mich davor«, sagte sie leise. »Ich habe Angst vor einem Messer, wenn du das verstehen kannst. Messer sind grauenhaft. Sie können einen Menschen töten, sie können ihm Schmerzen zufügen …«

»Schon gut.« Marcel stieß die Lade wieder zu. »Aber ich werde es behalten.«

»Klar.«

Noch einmal warf Marcel einen Blick auf die Klinge. Sie war ziemlich breit und an der unteren Seite sehr scharf. Wenn ihn nicht alles täuschte, benutzten Fischhändler diese Art von Messern, um die Meeresbeute aufzuschlitzen und die Innereien zu entfernen.

»Was ist?« fragte er, als er die Gänsehaut auf Arlettes Gesicht sah.

»Ich… ich mag die Messer nicht. Kannst du es nicht wegstecken?«

»Nein!«

»Dann geh vor.«

»Das wollte ich auch.«

Sehr wohl fühlte sich Marcel trotzdem nicht in seiner Haut.

Arlette kannte ihn gut genug, um die Anspannung in seinem Gesicht entsprechend deuten zu können.

Vor der Küche befand sich der viereckige Flur mit einem Wasserbecken darin. Es bestand noch aus Emaille. Neben dem Becken standen Eimer auf dem Boden.

Die Haustür war geschlossen.

Arlette hielt sich zurück, während sich Marcel so leise wie möglich der Tür näherte.

Dicht davor blieb er stehen und schaute noch einmal zurück.

»Hast du Angst?« fragte er Arlette.

»Ein wenig schon.«

»Ich auch«, gab er zu.

»Wir könnten auch aus dem Fenster klettern«, schlug sie vor.

»Wie wäre das denn?«

»Nein, Arlette. Ich habe mich einmal zu diesem Weg entschlossen, und dabei bleibe ich.«

»Dann beeil' dich auch.«

Er nickte, überwand sich und riß die Tür heftig auf.

Schneeflocken wirbelten in den Flur. Nicht so dicht wie draußen, sie bildeten nur einen verhältnismäßig dünnen Vorhang, durch den beide schauen und die Gestalt sehen konnten.

Es war der Zombie!

Er hatte auf sie gelauert!

***

Ariol Le Duc hatte mir Tatsachen gesagt, die nicht so leicht zu verdauen waren.

Ich kam mir plötzlich wie deplaziert vor. Aus einem Menschen hatte der letzte Satz eine Statue gemacht. Das Kreuz lag auf meiner Handfläche, ich konnte es anschauen, tat dies auch und hatte auf einmal das Gefühl, ein wertloses Stück Metall zu sehen, weil mir jemand die Grenzen aufgezeigt hatte und noch aufzeigte, wie mir die nächsten Worte des Ariol Le Duc bewiesen.

»Hector de Valois war damals stärker als du. Trotzdem hat er es nicht geschafft. Jetzt nimmst du einen neuen Anlauf, und auch du wirst es nicht schaffen.«

Die Worte rauschten an mir vorbei, und meine Gedanken trudelten zurück in die Vergangenheit, als ich mein Kreuz gegen die mächtige Dämonin Lilith einsetzen wollte und es mir nicht gelungen war, sie mit dem Kruzifix zu vernichten.

Im Gegenteil, sie hatte zurückgeschlagen und dafür gesorgt, daß die geheimnisvollen Zeichen auf der Kreuzmitte verschwanden. Bis heute war ich noch nicht dahintergekommen, was sie genau bedeuteten. Jedenfalls war das Kreuz geschwächt.

Darauf baute Le Duc, und nicht zu Unrecht, wie ich neidlos anerkennen mußte.

»Du siehst also, daß wir Möglichkeiten haben, uns auch die stärksten Feinde vom Hals zu halten. Deine Chancen sind rapide gesunken, du kannst es nicht schaffen. Ich wußte, daß du gegen meine Helfer gewinnen würdest. Die Untoten sind lächerliche Wesen. Ein starker Mensch, ausgerüstet mit der richtigen Waffe, schafft sie immer. Bei mir ist das etwas anderes. Baphometh und ich sind dabei, eine Macht aufzubauen, die über Jahrhunderte halten soll. Uns wird es auch noch in den nächsten, sehr langen Zeiten geben, das kann ich dir versprechen. Da du aus der Zukunft kommst, wirst du sicherlich mit den Baphometh-Dienern zu tun gehabt haben. Ich werde die Zeiten ebenfalls überleben und beobachten können, was sich alles so tut. Die Macht und der Einfluß Baphomeths werden wachsen, bis sie nicht mehr zu brechen sind. Auch von dir nicht.«

Ich nickte gegen die blauschwarzen Schatten, aus denen sich die beiden Gestalten hervorhoben. »Es kann alles so eintreffen, wie du es gesagt hast, Le Duc. Dennoch vertraue ich auf mein Kreuz. Es hat mich bisher nicht im Stich gelassen.«

»Du bist überheblich, Sinclair. Viele Menschen sind es. Eigentlich zu viele. Wo siehst du deine Chancen? Im Kreuz? Nein, das kann nicht sein, das geht nicht. Schon Hector de Valois hat es versucht und ist gescheitert. Er kam nicht mehr weiter, und jetzt versuchst du es. Aber du bist nicht einmal dort, wo er damals gewesen ist.« Le Duc bewegte die Hände. »Ich weiß auch, daß er gestorben ist. Ich aber werde die Jahrhunderte überdauern und zurückkehren.«

»Stimmt«, sprach ich in seinen Satz hinein. »Nur, als was wirst du zurückkehren? Als eine lebende Leiche, als Untoter, als ein seelenloser Roboter ohne Gehirn…«

»Ich weiß, was ich zu tun habe. Zuerst werde ich dich vernichten, John Sinclair.«

Dagegen wollte ich die Aktivierung des Kreuzes setzen. Von der Formel, die ich aussprechen mußte, um seine Kraft zu entfalten, hatte bisher niemand geredet.

Dazu kam es aber leider nicht mehr.

Eine mörderische Kraft ergriff mich. Sie schüttelte mich durch, ließ mich schwanken – und es geschah etwas, mit dem ich auf keinen Fall gerechnet hatte.

Der Wirbel hieb mir das Kreuz von der Handfläche, bevor ich noch eine Faust bilden konnte.

Ich sah es wegtrudeln und hörte das schaurige Lachen des Ariol Le Duc, der sich höllisch darüber freute…

***

Da stand er!

Furchtbar, unbeweglich, grauenhaft anzusehen, mit leicht

abgespreizten Armen.
Zwischen ihm und den beiden Betrachtern wirbelte der Schnee.
Flocken ohne Ende, wie Stiche gezeichnet, gefrorener Regen, gegen Gesichter sprühend und auf Wege fallend, um den weißen Teppich noch mehr zu verstärken.
Das bleiche Schreckgespenst bewegte sich nicht. Es wirkte so, als könnte es selbst vom stärksten Sturm nicht umgestoßen werden.
Kein Zittern, auch kein Angriff, nur das unbewegliche Stehen und das scharfe Beobachten durch die Glotzaugen.
Marcel Wächter schaute direkt auf ihn. Die Szene in der Schloßhalle fiel ihm wieder ein. Er sah sich mit Arlette am Tisch sitzen und den Zombie kommen, der die tote Simone hinter sich hergeschleift hatte.
Ein furchtbares Erlebnis…
Auch sie sollten sterben.
»Wir müssen vorbei!« Er hörte Arlettes zitternde Stimme. »Wir müssen es einfach schaffen.« Sie stand hinter ihm und hatte ihre Hände auf seine Schultern gelegt.
»Ja, natürlich.« Er redete wie ein Automat und hörte schon die nächste Frage.
»Wo hast du dein Messer?«
Wächter schrak nach diesen Worten zusammen. Daran hatte er nicht mehr gedacht. Der Anblick des Zombies hatte ihn von allen anderen Dingen zu sehr abgelenkt.
Die Waffe steckte so in seinem Hosengürtel, daß sie ihn nicht verletzen konnte. Arlette hatte es nicht anders haben wollen. Jetzt aber brauchte er sie.
Wächter zog das Messer hervor. Die Klinge sah aus wie leicht abgestumpftes Blei.
Der Zombie mußte die Bewegung gesehen haben, reagierte aber nicht. Das Messer schien für ihn überhaupt nicht vorhanden zu sein.
Starr glotzte er Marcel an.
»Der weiß nicht, was ihm bevorsteht«, flüsterte Arlette. »Der weiß gar nichts.«
»Haben Zombies vor einem Messer Angst?«
»Keine Ahnung. Du solltest es versuchen.«
»Ja, verdammt.«
Noch standen beide auf dem Flur. Der Schnee trieb von vorn gegen sie. Marcel reagierte wie ein automatischer Mensch, setzte den rechten Fuß vor, überschritt die Schwelle, fand sich in dem Schneewirbel wieder und richtete die Waffe auf den Zombie.
Der mußte es einfach sehen! Jetzt wäre für ihn noch Zeit gewesen, den Weg frei zu machen.
Er blieb stehen.
Angst vor dem Messer kannte er nicht. Er war kein Mensch, und

daran dachte auch Marcel.

Die Brust des Untoten lag deckungslos vor ihm. Es wäre ihm ein leichtes gewesen, die Klinge hineinzustoßen, doch er merkte, als er die Klinge nach vorn drückte, daß sich in ihm so etwas wie Hemmungen aufbauten. Er änderte die Richtung, die Klinge bewegte sich nicht auf die Brust des Zombies zu, sie fuhr gegen die Schulter – und hinein!

Marcel erlebte, wie leicht es war, das Messer in die seelenlose Hülle zu stoßen. Er hörte hinter sich Arlette scharf atmen und auch leise wimmern.

Der Zombie stand und blieb auch stehen. Trotz des in seiner Schulter steckenden Messers.

Er spürte keine Schmerzen. Nach wie vor glotzte er Marcel Wächter aus seinen starren Pupillen an.

Sekunden dehnten sich für beide Menschen zu kleinen Ewigkeiten. Sie wußten nicht, was sie unternehmen sollten, bis sich Wächter plötzlich vorwarf.

Fast wäre er noch ausgerutscht. Er mußte die Arme vorschnellen lassen, um einen Erfolg zu erreichen.

Beide Handflächen stemmte er gegen die Brust des Untoten.

Diesem Druck hielt der Zombie nicht stand. Er kippte um und fiel auf den Rücken. Schnee stob hoch.

Marcel wußte selbst nicht, woher er den Mut nahm, sich zu bücken und die Klinge aus der Schulter zu ziehen. Er drehte dabei den Kopf und sah Arlette noch auf der Schwelle stehen.

»Komm endlich!« schrie er. »Komm – ich… ich bitte dich!«

Sie lief vor, als wäre sie aus einem tiefen Traum erwacht. Wächter war schon zurückgetreten, er wollte auf sie warten und sah nicht, daß sich der Zombie bewegte.

Sogar den rechten Arm bewegte er, wo sich in der Schulter die tiefe, blutlose Wunde befand.

Die Finger packten zu.

Arlette geriet ins Wanken. Ihren rechten Fußknöchel umspannte plötzlich eine Klammer, die aus mehreren harten Gliedern bestand.

In den Fingern des Zombies steckte die Kraft der Hölle, und er riß die Farbige brutal von den Beinen.

Arlette hatte Glück im Unglück. Der hohe Schnee dämpfte ihren Aufprall. Sie sank zwar ein und die weiße Masse erstickte auch ihren Schrei, aber frei kam sie nicht.

Schreckensbleich hatte Marcel mit ansehen müssen, was geschehen war. Es war ihm nicht gelungen, einzugreifen, und er sah, wie sich Arlette aufrichten wollte.

Sie kam nur halb hoch. Dann riß der Zombie noch einmal an ihrem Bein und schleuderte sie wieder zurück.

»Hilf mir, Marcel!«

Und Marcel Wächter kam.

Er dachte über das, was er tat, nicht nach. Seine Hand mit dem Messer fuhr von oben nach unten.

Immer wieder.

Arlette schrie, er stieß die Klinge vor, und er bekam Arlette frei.

Auch sie hatte bemerkt, daß der Druck nicht mehr ihren Knöchel umklammerte, sie zog deshalb ihr Bein an und kroch auf allen vieren durch den tiefen Schnee davon.

Dabei jammerte und weinte sie ohne Unterlaß. Auch Marcel war zurückgesprungen. Er bückte sich und half seiner Freundin dabei, auf die Beine zu kommen.

Sie klammerte sich beim Aufstehen regelrecht an ihm fest und legte ihre Hände um seine Schultern. Groß, weit und angsterfüllt waren ihre Augen.

Marcel riß sie einfach fort. Er wußte, daß er den Untoten nicht vernichtet hatte, warf einen Blick zurück und erkannte mit Schrecken, daß sich der Zombie wieder aufrichtete.

Er tat es schwerfällig, als würde ihn jemand daran hindern. Zudem sackte er bis zu den Schienbeinen im tiefen Schnee ein, ging aber stampfend weiter.

Die beiden konnten auch seinen rechten Arm sehen. Er war von zahlreichen Stichen getroffen worden, jedoch für den Untoten noch zu gebrauchen. Arlette schüttelte den Kopf. »Nicht mit einem Messer!« keuchte sie. »Man kann ihn nicht mit einem Messer töten.«

Marcel nickte nur.

Der Zombie konzentrierte sich auf sie. Er wollte den Mordauftrag unbedingt durchführen, und plötzlich holte er etwas hervor, das er bisher in seinem schneebeklebten Hemd oder Gewand verborgen gehabt hatte: Das Messer!

Schon einmal hatte er damit getötet. Es war Simone gewesen, und diesmal konzentrierte er sich gleich auf zwei Menschen. Mit der messerbewehrten Hand schlug er einen Halbkreis, als wollte er die fallenden Schneeflocken zerteilen.

Er ging wieder.

Es waren andere Bewegungen als die eines normalen Menschen.

Immer wenn er ein Bein aus dem Schnee hervorzog, dann bewegte er es in einem Halbkreis nach vorn, als wollte er sich selbst damit Kraft geben.

Arlette und Marcel gingen zurück. Beiden war klar, daß sie sich verbergen mußten. Wenn sie in Cerbac blieben, würde die lebende Leiche sie überall finden.

»Raus, weg!« flüsterte Marcel.

»Und wohin?«

»Verstecken bis zum Morgen. Wir haben keine Zeit mehr. Komm!« Er

riß sie mit.

Diesmal widersprach Arlette Omère nicht. Sie hatte sich bisher gut gehalten; nun stellte sie fest, daß auch ihre Kraft ein Ende hatte.

Lange würde sie den Druck nicht mehr durchstehen können.

Die beiden bewegten sich über die Hauptstraße des Ortes. Rechts und links zweigten hin und wieder kleine Straßen oder Gassen ab, die alle mit Schnee bedeckt waren.

Laternen leuchteten kaum. Dennoch war es nicht völlig finster, weil auch der Schnee noch Helligkeit abgab. Sie passierten ein Schaufenster. Arlette hatte sich bei Marcel eingehakt. Hinter dem Glas sahen sie Lebensmittel und verschiedene Käsesorten aufgebaut.

Es kam ihnen vor, als würden die Dinge in einer anderen Welt stehen.

Sie hatten das Glück, sich schneller bewegen zu können als die lebende Leiche. Wenn sie sich umschauten, sahen sie in den fallenden Flockenreigen, aber nicht auf die Gestalt des untoten Verfolgers.

Arlette blieb plötzlich stehen und brach fast zusammen. Sie ging in die Knie, stemmte sich auf Marcel, schüttelte den Kopf und keuchte: »Ich kann bald nicht mehr.«

»Du mußt aber.«

Sie hatte sich an den Mann gelehnt. »Ich weiß, Marcel, aber ich weiß auch, daß unsere Chancen sehr dünn sind.«

»Besser als nichts.«

»Nur ein paar Minuten«, bat sie. »Nur ein paar Minuten ausruhen, dann geht es mir wieder besser.«

»Und in der Zwischenzeit ist der Zombie hier – wie?«

»Er wird uns nicht…«

»Doch, er wird uns finden.« Marcel strich über seine Stirn. »Du kannst nicht bleiben, komm weiter. Vielleicht finden wir noch jemand. Frank Didier muß doch hier sein.«

»Der ist bestimmt geflohen.«

»Und wird mit einer Hilfe zurückkehren.«

Sie lachte ihn aus. »Glaubst du an den Weihnachtsmann? Nein, Marcel, wir sind allein.«

»Das weiß ich auch. Aber wie, zum Teufel, soll ich den Zombie denn vernichten? Wie? Sag es mir bitte.«

»Ich habe keine Ahnung.« Arlette merkte kaum, daß sie von Marcel weitergezogen wurde. Ihr war alles egal. Sie hatte den Punkt erreicht, wo sie sich einfach gehenließ.

Kalte Flocken sprühten gegen ihre Gesichter. Die Haut war kaum noch zu spüren. Dann entdeckten sie eine kleine Bar und sahen auch, daß die Tür nicht verschlossen war.

»Ich will dort hinein!« sagte Arlette stockend. »Ich muß etwas Wärme spüren…«

»Und der Zombie?«

»Ich weiß jetzt, was ich tun muß. Ich werde ihm eine Flasche über den Schädel schlagen. Bitte, Marcel, laß mich. Wir müssen uns sowieso verstecken.«

Auch Wächter war ehrlich gegen sich selbst und mußte zugeben, daß er mit seinen Kräften kurz vor dem Ende stand. Eine kurze Pause tat bestimmt gut. Nicht nur körperlich waren sie gefordert worden, auch die Nerven hatten gelitten.

Sie überquerten die Straße. Ihre Schritte waren schleppender geworden. Mit den Füßen schleuderten sie den Schnee hoch, wenn sie gingen. Manchmal schien er an den Beinen zu kleben wie Leim.

Marcel war vorgegangen und stieß die Tür weit auf. Er stolperte über die Schwelle und blieb staunend stehen, als er das Chaos sah, das in der Bar herrschte.

Da waren ein Tisch und mehrere Stühle umgefallen. Auf dem Boden lag eine zerbrochene Flasche. Der Inhalt war ausgelaufen und gab einen penetranten Geruch ab.

»Was war denn hier los?« fragte Arlette, die sich ebenfalls wunderte.

Wächter hob die Schultern. »Das sieht aus, als hätte man hier gefeiert.« Er hob einen Stuhl hoch. »Aber auf besondere Art und Weise.«

Arlette ließ sich auf die Sitzfläche fallen und streckte die Beine aus. Dabei ließ sie die Arme baumeln, die Fingerspitzen berührten fast den Boden.

»Was willst du trinken?« fragte Marcel.

»Cognac, aber einen Dreifachen.«

»Kannst du haben.« Er nickte ihr zu. »Denk aber an die Wirkung. Die kann dich umhauen. Deine Reflexe werden langsamer und…«

»Gib ihn mir, ich brauche ihn einfach.«

Arlette bekam ihren Wunsch erfüllt. Nur war der Cognac kein Dreifacher, sondern ein Doppelter.

»Danke.« Sie griff mit zitternden Fingern nach dem Schwenker, setzte das Glas an die kalten Lippen, nahm den Duft in sich auf und hörte eine fremde Stimme.

»Es wird wohl der letzte Cognac in deinem Leben sein, Arlette Omère. Deshalb genieße ihn besonders…«

***

Sie trank nicht, sie genoß nicht einen Tropfen, sie saß unbeweglich auf dem Fleck und lauschte dem Klang der Stimme nach, die sie leider nur zu gut kannte.

Vincent van Akkeren hatte gesprochen, sich aber noch nicht sehen lassen, obwohl er aus dem Hintergrund des Raumes seinen zynischen Trinkspruch gerufen hatte.

Auch Marcel Wächter rührte sich nicht. Sein Gesicht glich dem einer Comic-Figur. Er sah aus, als würde er nachdenken. Die Hand mit dem Messer rührte sich nicht, und er selbst wünschte sich, im Boden versinken zu können.

»Van Akkeren?« hauchte er nach einer Weile.

Als Antwort hörten sie die Schritte. Hinter der Bar quietschte eine Tür in den Angeln, als sie weiter aufgezogen wurde. Dann erschien eine Gestalt, hochgewachsen, arrogant anzusehen, in einem dunklen Mantel, der feuchte Flecken an den Seiten und auf den Schultern zeigte.

Van Akkeren!

Ja, er genoß seinen Auftritt, und er genoß auch die Angst der beiden Menschen.

Wenn du es jetzt nicht versuchst, wirst du es niemals schaffen, dachte Marcel Wächter. Ein Zucken rann durch seinen rechten Arm, den er plötzlich hochschwang, um die Messerklinge auf die Gestalt hinter der Bar schleudern zu können.

Er tat es nicht. Statt dessen hob er den Arm.

Van Akkeren hatte dafür gesorgt und seine Maschinenpistole so weit angehoben, daß ihr dunkles Mündungsloch wie ein Auge über den Rand der Theke glotzte.

»Willst du es versuchen?«

Marcel schüttelte den Kopf.

»Dann laß diesen komischen Zahnstocher fallen. Kugeln sind immer schneller, mein Junge.«

»Ja, ich weiß.« Er öffnete die Faust. Das Messer fiel zu Boden und blieb mit der Spitze stecken.

Van Akkeren nickte. »Das war gut, das war sogar sehr gut, mein Freund. Ich habe euch beobachtet und erkannt, daß ihr bereits auf Ariol Le Duc getroffen seid. Er wird bestimmt gleich hier eintreten. Ich überlasse euch ihm. Ich könnte euch jetzt niederschießen, aber…« Er hob die Schultern. »Was soll das alles? Le Duc will euch!«

»Wie auch die anderen, nicht wahr?« schrie Arlette, die das Glas wieder abgestellt hatte.

»Von wem sprichst du?«

»Von den Menschen, die hier einmal gewohnt haben und nun geflüchtet sind oder den Ort…«

»Sie sind nicht weg!«

»Wieso?« Gleichzeitig fragten Arlette und Marcel. Sie konnten es nicht fassen.

»Ich war hier und habe sie fotografiert. Sie sind die Lieferanten der Seelen für mich und Baphometh. Nein, sie hatten Angst. Jeder hatte Angst, in seinem Haus allein zu bleiben oder zusammen mit seiner Familie. Aus diesem Grunde haben sie sich zusammengetan und sich

dort versteckt, wo sich der größte Weinkeller befindet. Er ist so groß, daß alle Einwohner von Cerbac darin Platz finden.«

»Und das stimmt?« fragte Marcel erstaunt, der in diesen Augenblicken nicht mehr an sein eigenes Schicksal dachte.

»Natürlich.«

Arlette und Marcel schauten sich gegenseitig an. Van Akkeren mußte lachen, als er die Blicke sah.

»Keine Sorge, ihr habt keinen Fehler begangen. Die Bewohner von Cerbac sind ebenso dem Tod geweiht wie ihr beide. Sie alle werden die Nacht nicht überleben.«

Die Farbige schüttelte sich. »Was sind Sie nur für ein Mensch?« hauchte sie. »Ich kann das nicht begreifen. Sind Sie überhaupt ein Mensch? Sind Sie es?«

»Sehe ich nicht so aus?«

»Das schon, aber auch Menschen können Tiere sein. Wilde Tiere, Bestien, Monsieur.«

Van Akkeren hielt die MPi in der rechten Hand. Er hatte das Kolbenende in den Winkel des rechten Ellbogens eingeklemmt. Mit der linken winkte er ab. »Aussagen wie die können mich nicht treffen. Ich nehme sie gelassen hin.«

»Ja, Sie sind ein Mörder und haben kein Gewissen.«

»So ähnlich.« Er war bei den letzten Antworten vorgegangen und hatte das Ende der Bar erreicht, um das er herumgehen mußte, um den Raum davor zu betreten.

Das tat er nicht. Er blieb dort stehen und ließ den Lauf der Waffe über die Theke schauen. »Eigentlich müßte er bald kommen«, erklärte er grinsend. »Le Duc wird sich freuen. Erst zu euch, dann zu den anderen. Das wird die Nacht der Nächte für uns.«

»Und warum tun Sie das alles?« Es hatte Arlette Überwindung gekostet, die Frage zu stellen.

»Für ihn!« flüsterte van Akkeren. Seine Augen bekamen dabei einen bestimmten Glanz. »Für Baphometh. Er wird derjenige sein, dessen Macht ich ausgebreitet sehen will. Er ist der Führer, der wahre Führer«, verbesserte er sich, »der Templer.«

Marcel und Arlette konnten nicht widersprechen. Sie mußten die Worte so nehmen, wie sie gesprochen worden waren. Zwischen ihnen entstand eine Pause, ein dumpfes Schweigen. Arlette blickte auf den Tisch, wo ihr Glas stand. Der Cognac duftete. Sie hatte sich vorhin nach dem Schluck gesehnt, nun aber konnte sie sich einfach nicht überwinden, einen kleinen Schluck zu trinken.

»Haben Sie unseren Freund Frank Didier auch getötet?« fragte Marcel Wächter nach einer Weile.

Van Akkeren schaute ihn an. »Nein, da bin ich ehrlich. Er ist mir wahrscheinlich entkommen.« Der Grusel-Star lachte, als er die Blicke

sah, die sich beide zuwarfen. »Keine Sorgen, Freunde. Ich werde ihn noch bekommen. Ich habe bisher jeden zu fassen gekriegt, den ich haben wollte. Mal hat es länger gedauert, mal ging es schneller. Und heute weiß ich einen Helfer bei mir…«

Er mußte bereits die Schritte gehört haben. Arlette und Marcel vernahmen sie später.

Der Zombie kam.

Die Tür war nicht völlig geschlossen. Durch den Spalt drangen die Geräusche, das Knirschen des Schnees unter nackten, kälteunempfindlichen Füßen, und auf van Akkerens Lippen setzte sich das kalte, zynische Grinsen fest.

»Le Duc kommt«, flüsterte er.

Von außen klopfte der lebende Tote hart gegen die Tür. Der Schlag war so kraftvoll geführt worden, daß die Tür bis zur Wand zurückflog und mit der Klinke dagegen stieß.

Er stand da.

Van Akkeren lachte. »Komm näher, Le Duc. Komm ruhig. Ich habe deine beiden Freunde erwischt.«

Der Untote betrat die Bar. Er brachte die doppelte Kälte mit. Die von draußen und die des Todes. Auf seiner Gestalt klebte der Schnee. Er taute nicht so leicht weg, denn ein Zombie besitzt keine Körperwärme mehr. Da glich er schon einem Roboter.

Aus seinen glanzlosen Augen stierte er in die Bar. In seiner rechten Hand hielt er noch den Griff des Messers. Von der Klinge rutschten helle Wassertropfen und landeten auf dem Boden.

Sehr langsam drehte der Zombie den Kopf, um van Akkeren anzuschauen. Dieser Mann schien der einzige zu sein, der Le Duc Befehle erteilen konnte.

Mit der freien Hand winkte der Grusel-Star.

Le Duc ging noch tiefer in den Raum, blieb dann stehen und ließ die Tür offen.

Van Akkeren aber bewegte sich. Er richtete die Mündung auf Marcel Wächter, der ebenso totenbleich geworden war wie seine Begleiterin. Nur wirkte ihre Haut grauer.

»Du wirst dich jetzt neben sie an die Wand stellen und nicht rühren. Verstanden?«

Wächter nickte.

»Dann geh…«

Marcel spürte das Zittern in den Knien. War das schon der Anfang einer Todesangst? Um die Stelle zu erreichen, mußte er dicht an Le Duc vorbei. Er fürchtete sich vor dem Messer. Le Duc brauchte die Hand nur etwas zu kanten, dann erwischte ihn die Klinge.

Van Akkeren merkte etwas von der Furcht. Er lachte leise, bevor er sagte: »Keine Sorge, noch tut er dir nichts. Ariol Le Duc gehorcht mir.

Er weiß genau, daß ich die Interessen des großen Baphometh vertrete. Er wird euch erst töten, wenn ich es befehle.«

Marcel Wächter schritt an der Frontseite der Theke entlang, um den Platz zu erreichen, den man ihm zugewiesen hatte. Mit dem Rücken drückte er sich gegen die Wand, als könnte diese ihm eine Stütze geben.

Dennoch wollte das Zittern nicht weichen.

Noch tat van Akkeren nichts. Er nickte Arlette zu. »Jetzt bist du an der Reihe!«

Auch sie ging. Ihren Kopf hielt sie gesenkt. Sie weinte leise. Wahrscheinlich konnte sie noch nicht begreifen, was da vor sich ging, daß sie die nächsten fünf Minuten nicht überleben würde. Das war ein Druck, den sie noch von sich wies.

Marcel streckte ihr die Hand entgegen. Eine Geste, die zeigte, daß sie gemeinsam sterben würden.

Kalt schaute van Akkeren zu. So wie er dastand, wirkte er wie die Inkarnation des Bösen. Ein Mensch, der nur äußerlich so aussah, in seinem Innern jedoch voller Gefühlskälte steckte und wahrscheinlich keine Seele besaß.

»Hübsch seht ihr aus«, erklärte er und richtete die MPi auf die Decke.

Er schaute kurz nach draußen, wo auch weiterhin die Wolken unzählige Schneeflocken ausspieen.

»Ein Wetter zum Sterben«, sagte er. »Die Natur wird unter einem Leichentuch begraben, ihr werdet es ebenfalls. Und eure Seelen hole ich mir. Ich bin das, was man einen Fänger nennt. Jetzt ist auch niemand in der Nähe, der euch helfen kann. Ich gebe zu, einen Fehler gemacht zu haben, weil ich den Geist der Judy Landers unterschätzte. Aber ich habe ihn zurückgeholt. Mit ihm werde ich noch persönlich abrechnen.« Er nickte sich selbst zur Bestätigung seiner Worte zu.

Danach wandte er sich an Le Duc. »Geh hin und mache ein Ende mit ihnen!«

Der Untote gehorchte. Auf diesen Befehl hatte er gewartet. Der erste roboterhafte Schritt auf Arlette und Marcel zu ließ bei den beiden die Furcht noch mehr steigen.

Sie erinnerten an Dampfkessel, die unter Druck standen. Irgendwann würde es zu einer gewaltigen Explosion kommen.

Dann hob der Zombie das Messer. Zuerst wies die Klingenspitze auf das Mädchen, dann kantete der Untote die Waffe und hielt sie schräg, als wollte er beide mit einem Streich töten.

So war es auch.

Noch einen kleinen Schritt ging er vorwärts.

Die Gesichter der Verurteilten glichen starren Flecken, die man an die Wand geklebt hatte. Sie konnten noch immer nicht glauben, daß es soweit war, aber der Zombie kannte kein Pardon.

Wieder bewegte er seinen Arm.
Die Klinge kam noch näher an die Hälse der Menschen heran.
Marcel kam es so vor, als würde sie ihn bereits berühren.
»Jetzt«, sagte van Akkeren.
Und es passierte…

***

Allerdings anders, als es sich die Anwesenden in der Bar vorgestellt hatten.

Ein Wort nur. Ein Schrei, eine Botschaft, ein Fanal und gleichzeitig der Stop vor dem Tod.

»Topar!«

Wie ein Gespenst war Suko aus dem dichten Schneetreiben erschienen, stand auf der Schwelle zur Bar und hatte durch das Rufen dieses einen Wortes die Lage radikal verändert.

In der Hand hielt der Chinese den von Buddha überlassenen Stab.

Jeder, der sich in seiner Hörweite befand, erstarrte für fünf Sekunden zu einer Salzsäule, denn genau für diese Zeitspanne wurde die Zeit angehalten.

Van Akkeren regte sich nicht. Die beiden Freunde an der Wand glichen ebenfalls Schaufensterpuppen, und auch der Zombie hatte natürlich den Schrei vernommen.

Er stand in der gleichen Position. Das Messer, mit dem er die beiden hatte töten wollen, hielt er noch schräg und dicht vor deren Kehlen. Nur war er nicht mehr dazu gekommen, seine furchtbare Tat zu vollenden. Die nächsten Sekunden gehörten dem Inspektor.

Suko mußte sich beeilen, er mußte schnell sein wie der Blitz und alles verändern, denn die Abläufe liefen genau dort weiter, wo sie beim Erklingen des Rufes gestoppt worden waren.

Zuerst kümmerte er sich um van Akkeren. Mit einer gedankenschnellen Bewegung riß er dem Grusel-Star die MPi aus der Hand, hob sie an und schmetterte den Kolben gegen den Schädel des Untoten, so daß die lebende Leiche zur Seite kippte.

Suko durfte in dieser ihm zur Verfügung stehenden Zeitspanne alles machen, nur nicht töten. Tat er dies dennoch, verlor der Stab seine magische Wirkung.

Noch während Le Duc fiel, griff Suko nach dem Mädchen. Er hatte schon zuvor genau Maß genommen und schleuderte die bewegungslose Arlette mit einem wuchtigen Stoß durch die offene Tür ins Freie, wo sie im hohen Schnee liegenblieb.

Dann war Marcel Wächter an der Reihe.

Auch ihn wuchtete Suko herum und warf ihn seiner Freundin hinterher. Er war kaum durch die Tür verschwunden, als die Zeitspanne abgelaufen war. Sukos Hände waren wieder frei, und das

nutzte er weidlich aus, denn plötzlich spürte der völlig überraschte van Akkeren einen nie gekannten Druck in der Magengegend.

Es war der Druck einer Waffenmündung. Suko stand dicht vor ihm und sprach van Akkeren ins Gesicht. »Wenn du dich falsch bewegst, zersägen dich die Kugeln!«

Der Grusel-Star bekam einen idiotischen Blick. Er konnte nicht begreifen, daß sich die Lage derart verändert hatte. Arlette und Marcel draußen ging es ebenso.

Ihre Stimmen schallten bis in die Bar. Suko hörte sie sehr laut.

Beide wußten nicht, weshalb sie plötzlich vor der Tür im Schnee lagen und zudem noch lebten.

»Bleibt draußen!« brüllte der Inspektor. »Bleibt weg! Ich erledige dies hier.«

Er konnte nur hoffen, daß sich die beiden daran hielten und auch keine weiteren Fragen mehr stellten, was ihre unerwartete Rettung anging.

Bisher hatte sich van Akkeren an seine Anordnungen gehalten, der Zombie nicht.

Durch Sukos Stoß war er gegen die Bar gekracht, hatte noch einen der vierbeinigen, sehr schmalen Hocker umgerissen, drehte sich auf dem Boden und war dabei, sich wieder auf die Füße zu stemmen, um seinen Auftrag auszuführen.

Das bekam Suko aus dem Augenwinkel mit. Er warnte van Akkeren und meinte den Zombie. »Sagen Sie ihm, daß er sich ruhig verhalten soll. Ich werde sonst schießen.«

Der Grusel-Star lachte rauh und gleichzeitig heiser. »Was erreichen Sie damit?«

»Zumindest Ihren Tod!«

»Das wäre fatal.«

»Glaube ich für Sie mit!«

»Vielleicht nicht so sehr für mich, Inspektor…«

Suko wollte nachfragen, was van Akkeren damit gemeint haben könnte; er kam aber nicht mehr dazu, weil sich der Zombie benahm wie ein außer Kontrolle geratener Roboter.

Er stand, bewegte den Kopf und schlug mit den Armen um sich, fegte noch Gläser von der Bar und brachte die Klinge in Sukos gefährliche Nähe.

Der Inspektor sprang zurück. Er blieb jedoch so stehen, daß er van Akkeren vor der Mündung hatte. Die Maschinenpistole konnte er mit einer Hand halten, sogar ziemlich routiniert, mit der anderen jedoch zog er eine weitere Waffe hervor.

Es war die Dämonenpeitsche.

In ihrem Griff steckten die drei aus Dämonenhaut gefertigten Riemen, deren Kraft für Zombies und auch andere Dämonen absolut

tödlich war. Suko brauchte nur einen Kreis auf dem Boden zu schlagen, um die drei Riemen herausrutschen zu lassen.

Das geschah auch.

Van Akkeren verfolgte diesen Vorgang mit starren Blicken. Um seine Lippen zuckte es. In die Augen trat kein ängstlicher Ausdruck, aber ein anderer, wissender.

Das bemerkte auch Suko. »Sie kennen die Wirkung der Peitsche, nicht wahr, van Akkeren?«

»Sicherlich!«

»Und Sie wissen auch, daß ich Ihren Zombie, diesen verfluchten Ariol Le Duc, mit einem Hieb vernichten kann. Er würde zerbrechen, auseinanderplatzen, vergehen.«

»Das ist mir bekannt.«

»Dann werde ich es tun!« Suko schaute zu Le Duc hin und behielt auch van Akkeren im Auge.

Der hatte eine nahezu entspannte und bequeme Haltung an der Bar eingenommen. Seine Arme waren angewinkelt, die Ellenbogen lagen auf dem äußeren Handlauf. Er lächelte sogar.

»Das würde ich dir nicht raten, Chinese!«

»Weshalb nicht?«

Der Grusel-Star hob die Schultern. »Wenn du Ariol Le Duc vernichtest, wirst du einiges durcheinanderbringen. Dann nämlich wird auch dein Busenfreund John Sinclair sterben…«

***

Eine leere Drohung – oder nur ein Satz, den van Akkeren so dahingesagt hatte, um seine eigene Haut zu retten?

Suko konnte darauf keine Antwort geben. Er kannte den Grusel-Star zwar nicht in- und auswendig, glaubte aber daran, daß van Akkeren es nicht nötig hatte, zu bluffen.

Zudem hatte sich Suko von seinem Freund John Sinclair getrennt und eigentlich daran geglaubt, daß er sich oben auf dem Schloß befinden würde, eben bei van Akkeren.

Aber der war hier und John nicht…

Die Augen des Inspektors wurden schmal. »Okay, van Akkeren, okay. Wenn Sie mir in den folgenden zehn Sekunden keinen triftigen Grund für Ihre Aussagen nennen können, werde ich diese lebende Leiche trotzdem vernichten.«

Baphomeths Diener lächelte überheblich. »Da würden Sie Ihres Lebens nicht mehr froh werden.«

»Reden Sie!«

»Bitte. Dein Freund Sinclair scheint in letzter Zeit zu viele Erfolge errungen zu haben. Er ist überheblich geworden. Gut, er hat den Dunklen Gral in seinen Besitz gebracht, aber das ist nicht alles. Ich

lebe noch und Baphometh ebenfalls.«
»Kommen Sie zur Sache, die zehn Sekunden sind um.«
»Abwarten.«
Suko schielte auf den Zombie. Der stand seitlich von ihm, noch immer mit dem Messer bewaffnet, tat aber nichts. Suko sah, daß der rechte Arm der lebenden Leiche einiges Abbékommen hatte. Er wirkte dicht unter der Schulter wie eingestochen.
»Den Dunklen Gral besitzt er. Nur ich fehlte noch in seiner Sammlung, doch an mir hat er sich die Zähne ausgebissen, dein lieber Freund. Er wollte mich vernichten, deshalb ist er auch auf dem Schloß geblieben. So einfach ist das nicht. Es war eine Falle für ihn, nicht für mich. Er ist hingelockt worden, wir haben die Falle aufgebaut, und er ist hineingelaufen. Ich konfrontierte ihn mit Ariol Le Duc, der auf einem Gemälde zu sehen war…«
»Weiter…«
»Sinclair ahnte nicht, als er das leere Gemälde sah und auf den Rahmen schaute, daß sich genau zwischen den vier Teilen ein transzendentales Tor befand. Ein Tor in eine andere Zeit, die Tür zur Vergangenheit. Ist dir jetzt einiges klar, Chink?«
Suko überhörte die Beleidigung. Er blieb von einer kalten Höflichkeit. »Sie meinen, daß John Sinclair dieses Tor durchschritten hat?«
»Das meine ich nicht nur, das ist so. Er wurde gepackt, in das Tor gezerrt und befindet sich nun ebenfalls auf dem Schloß, nur tief in der Vergangenheit, als dieses Gebäude errichtet wurde. Er steht nun Ariol Le Duc gegenüber, als dieser noch kein Zombie war und es sogar geschafft hat, gegen Hector de Valois anzugehen, obwohl dieser damals ebenfalls das Kreuz besessen hat.«
»Das trägt John auch.«
»Mit einem Unterschied. Diesmal sind die Zeichen auf der Kreuzmitte verschwunden.« Van Akkeren unterlegte die Worte mit einem kalten Lächeln und nickte in Sukos Richtung.
Der sagte diesmal nichts. Ihm hatte es die Sprache verschlagen. Er starrte van Akkeren ins Gesicht und mußte zugeben, daß sich seine Chancen allmählich verschlechterten.
Wahrscheinlich standen sie kaum günstiger als die eines John Sinclair in der Vergangenheit. Dennoch blieb Suko gelassen. Er zeigte nicht, daß er sich innerlich sorgte. »Was soll John Sinclair denn passieren, wenn ich Sie und den Zombie aus dem Verkehr ziehe?«
»Dann wird er sterben!«
»Tatsächlich?«
»Oder in der Vergangenheit verschollen bleiben. Was ungefähr auf das gleiche hinauskommt.«
»Bisher hat er sich stets allein helfen können«, erklärte Suko.

»Ganz allein.«
»Das kann sich ändern.«
»Möglich«, gab Suko zu. »Ich sehe trotzdem keinen Grund, den Zombie nicht zu vernichten.«
Van Akkeren schüttelte den Kopf.
»Seien Sie nicht so dumm«, sagte er mit leiser Stimme. »Wenn Sie Ariol Le Duc endgültig töten, ist es mit den Leuten hier am Ort vorbei und auch mit Sinclair. Denn ich allein kenne den Weg, um ihn aus der Vergangenheit wieder in diese normale Gegenwart zurückzuholen.«
Suko wartete mit der Antwort. Er wägte ab. Vor- und Nachteile stellte er gegeneinander, bis er leicht den Kopf schüttelte. »Und das soll ich Ihnen glauben?«
»Sie müssen!«
»Nein!«
»Dann geh das Risiko ein, Chinese!« zischte van Akkeren. »Geh es ein, und du wirst nie mehr frei atmen können, solltest du das hier überleben, Hundesohn.«
»Sie sollten sich beherrschen, van Akkeren. Da Sie dies aber nicht können, werden Sie niemals ein ganz Großer werden. Das ist meine Ansicht.«
»Lassen Sie den Unsinn! – Kommen wir zur Sache. Sie werden gemerkt haben, daß ich den Finger am Abzug habe. Ich brauche ihn nur um eine Idee nach hinten zu ziehen, dann ist es aus mit Ihnen, Sie mieser, kleiner Polizist. Das ist mein Spiel, und ich lasse es mir nicht aus der Hand nehmen, begriffen?«
»Nicht ganz. Ich möchte Details wissen.«
»Du hast verloren, Chinese. Wenn du mich erschießt…« Van Akkeren hob die Schultern, »ist die Chance, deinen Freund zurückzubekommen, dahin.«
Suko winkte ab. »Wie sollte ich sicher sein, daß sie besteht, wenn ich Ihren Wünschen folge? Einem Mann wie Ihnen kann man nicht vertrauen. Sie sind für mich kein Mensch, Sie tendieren zum Dämon hin, und Dämonen haben noch nie ihr Wort gehalten. Deshalb habe ich einen anderen Vorschlag, van Akkeren.«
»Welchen?«
»Ich werde jetzt den jungen Mann bitten hereinzukommen. Er wird mir etwas mitbringen…«
»Und dann?«
Diesmal war es Suko, der kalt lächelte. »Sehen wir weiter. Ich bin dafür, die Lage auch weiterhin noch auf des Messers Schneide zu lassen. Klar?«
Van Akkeren überlegte. Er forschte in Sukos Gesicht nach, ob ihm dieser eine Falle stellen wollte, doch die Züge des Inspektors blieben ausdruckslos. Als Asiate hatte er es gelernt, sich zu beherrschen.

Man konnte Freude auch innerlich auskosten und brauchte auch keinen Schmerz zu zeigen.

»Gut, rufen Sie!«

Suko schüttelte leicht den Kopf. »Ich habe den Finger am Drücker und bestimme, was hier zu geschehen hat.«

»Gut, wenn dich das beruhigt.«

»Gib deinem Zombie den Befehl, sich zurückzuziehen!«

»Er bleibt!«

»Das kann er meinetwegen auch. Nur soll er sich dort hinstellen, wo vorhin die beiden standen.«

Van Akkeren überlegte, ob irgendein Trick bei der Sache war, kam aber nicht darauf. Mit sehr betont ausgesprochenen Worten wandte er sich an den Untoten und befahl ihm, sich an diesem von Suko gewünschten Platz aufzustellen.

»Zufrieden, Chinese?«

»Bis jetzt ja.« Suko schaute zur Tür. Sie stand ziemlich weit offen, so daß sein Blick ungehindert nach draußen schweifen konnte, wo auch weiterhin der Schnee als kaum zu durchdringender Vorhang wirbelte und trotzdem noch Gestalten zu erkennen waren, weil eine in der Nähe stehende Laterne ihr Restlicht dorthin verstreute.

Suko entdeckte beide. Die Frau stand weiter vom Eingang der Bar entfernt als der Mann. Jedenfalls hatten sie es geschafft und waren wieder auf die Beine gekommen.

Der Inspektor sprach Marcel an. Er redete sehr laut, um auch gehört zu werden. »Kommen Sie, Monsieur. Kommen Sie bitte her. Ich warte hier in der Bar!« Suko hoffte, sich klar und verständlich genug ausgedrückt zu haben.

Er sah trotzdem keine Reaktion bei dem Angesprochenen. Nur van Akkeren lachte kalt. Ihn schien die Veränderung der Lage zu amüsieren.

»Bitte!«

Noch zögerte Wächter. Er stand im Flockengestöber, schaute durch den Eingang und wandte sich an seine Begleiterin, weil sie mitentscheiden sollte.

Arlette war dagegen. Sie beschwor Marcel, es nicht zu tun. »Wir werden weglaufen, wir verschwinden! Es ist unsere einzige Chance. Dieser Mann dort scheint die Mörder zurückhalten zu können. Für uns, Marcel. Das ist die Chance.«

»Ich… ich weiß nicht so recht. Vielleicht sollte ich doch hineingehen.«

»Weshalb denn?«

»Er hat uns doch auch geholfen?«

Arlette mußte lachen. »Meinst du denn, daß wir ihm ebenfalls helfen können? Das glaub doch nur nicht, Marcel. Bleib hier, bitte. Das ist

zwei Nummern zu groß für uns.«

»Kommen Sie doch endlich!« rief Suko. »In Ihrer Nähe steht eine Tasche. Sie müssen sie sehen. Die bringen Sie bitte mit. Mehr will ich nicht. Danach können Sie wieder gehen.«

»Mehr ist es doch nicht«, sagte Marcel.

»Rechnest du nicht mit einem Trick?«

»Nein.«

»Ich bleibe aber hier.« Arlette ließ sich nicht erweichen.

»Das sollst du auch. Er will auch nur etwas von mir. Alles klar?«

»Ich drücke dir die Daumen.«

Marcel Wächter brauchte nur zwei kleine Schritte zur Seite zu gehen, um die Tasche zu sehen. Sie stand im tiefen Schnee, war jedoch wegen ihrer dunklen Farbe gut zu erkennen. An zwei dünnen Tragriemen konnte sie hochgehoben oder über die Schulter gehängt werden.

Marcel hob sie an. Der Inhalt war nicht sehr schwer, er ließ sich gut transportieren.

Ihm zitterten die Knie, als er durch die offene Tür in die Bar schaute. Den Zombie sah er nicht. Der stand wahrscheinlich im toten Winkel. Dafür fiel sein Blick auf van Akkeren, der ihn und Arlette hatte umbringen wollen.

Noch immer konnte Wächter es nicht begreifen, daß sie es geschafft hatten, aus dieser Lage herauszukommen. Normalerweise hätten sie beide tot sein müssen. Doch sie lebten, und das kam ihm vor wie ein kleines Wunder.

Der Mann, der sie höchstwahrscheinlich auf diese wunderbare Art und Weise gerettet hatte, bedrohte van Akkeren mit der Maschinenpistole. Auch die hatte er ihm abgenommen. Van Akkeren starrte in die Mündung und regte sich nicht.

Auf der Schwelle blieb Marcel stehen. Er hatte das Gefühl, seinen Fuß in den Vorhof der Hölle zu setzen, so groß war seine Angst vor dem Inneren der Bar.

»Danke«, sagte Suko. »Geben Sie acht, daß Sie nicht in die Schußlinie geraten. Gehen Sie etwas nach links, treten Sie an meine Seite und stellen Sie bitte die Tasche ab.«

Marcel tat es. Jetzt konnte er auch den Zombie sehen. Er stand mit dem Rücken zur Wand, ungefähr dort, wo auch Arlette und er das Leben hatten aushauchen sollen.

Der Zombie tat nichts. Beinahe wirkte er harmlos, trotz seines Messers. Marcel fragte sich, was dieser Chinese angestellt haben mußte, um den Zombie derart zu beeinflussen.

»Danke«, sagte Suko, als Wächter die Tasche abgestellt hatte.

»Jetzt tun Sie mir bitte einen letzten Gefallen. Öffnen Sie den Reißverschluß. Ziehen Sie ihn nur einfach auf, mehr nicht.«

»Ja… ja, ist gut.«

Suko schaute zu, wie der Reißverschluß aufgezogen wurde. Die beiden Hälften klappten noch nicht auseinander, und van Akkeren bekam so etwas wie Stielaugen. Trotzdem konnte er nicht in die Tasche hineinäugen.

»Kann ich gehen?«

»Natürlich, danke. Am besten ist es, wenn Sie sich verbergen. Bald wird hier alles vorbei sein.«

»Wie meinen Sie das?«

Suko mußte lachen. »Die Sache bekommt einen Knick. Sie wird sich zum Guten wenden.«

»Und das wollen Sie machen?«

»So ist es.«

Marcel schüttelte den Kopf. Er warf noch einen letzten scheuen Blick auf die Anwesenden und sah auch das kalte Grinsen auf dem Gesicht des Vincent van Akkeren. Es erzeugte bei Wächter einen Schauder. So schnell wie möglich verließ er die Bar.

Van Akkeren hatte wieder Oberwasser bekommen. »Und was hast du jetzt vor, Chinese?«

»Einiges.«

»Das ist mir zu wenig.«

»Gehen Sie langsam zurück und stellen Sie sich dorthin, wo auch der Zombie steht.«

»Weshalb?«

»Stellen Sie keine Fragen und gehen Sie dorthin!«

»Was ist in der Tasche?«

Suko konnte die Neugierde des Mannes verstehen. Er selbst hätte auch gefragt. Trotzdem gab er van Akkeren keine Antwort. Er ließ ihn schmoren. »Gehen Sie!«

Van Akkeren nickte. »Wenn Sie meinen, daß Sie Ihren Freund damit retten können…« Er war plötzlich wieder sehr förmlich geworden, schielte noch einmal auf die Tasche, konnte aber nicht hineinblicken, obwohl der Reißverschluß aufgezogen worden war.

Suko zielte mit der MPi-Mündung auf den Rücken seines Gegners. Das wußte van Akkeren, deshalb versuchte er keine Tricks.

Fast stelzenartig stieg er über die im Weg liegenden Barhocker und drückte mit dem Fuß auch einen Tisch zu Seite.

Suko schaute nach draußen.

Marcel Wächter und Arlette Omère hatten seinen Ratschlag nicht befolgt. Ihre Neugierde war größer gewesen als die Angst. Sie standen im Flockenwirbel und versuchten, durch die Tür in die Bar hineinzuschauen. Suko wollte sich nicht um die beiden kümmern.

Sie waren alt genug, um zu wissen, was sie taten.

Van Akkeren hatte sein Ziel erreicht. Er blieb so dicht neben dem Zombie stehen, daß die beiden sich beinahe berührten. Auch er lehnte

sich gegen die Wand.
Suko war zufrieden, »So ist es gut«, erklärte er und lächelte dabei kühl.
»Und jetzt willst du deinen Freund retten?« fragte van Akkeren spöttisch. »Es hat sich doch nichts verändert. Wenn ich will, wird Sinclair vernichtet. Er ist in der Vergangenheit gefangen…«
»Das weiß ich mittlerweile«, fuhr Suko ihm ins Wort, »aber es gibt Dinge, die überlasse ich nicht dem Zufall. Schließlich habe ich mir nicht grundlos die Tasche bringen lassen.«
»Das glaube ich dir sogar. Ich frage mich nur, was du aus dieser Wundertüte hervorzaubern willst.«
»Keine Sorge, in wenigen Sekunden ist es soweit.« Suko bückte sich bereits. In der rechten Hand hielt er die Maschinenpistole, deren Mündung nach wie vor auf van Akkeren wies. Die Dämonenpeitsche hatte er ausgefahren und mit dem Griff nach oben in den Gürtel gesteckt, wo sie vorerst noch bleiben konnte.
Mit der linken Hand, die im Spalt der Tasche steckte, drückte er die beiden Hälften auseinander. So konnte er hineingreifen.
Suko überkam das Gefühl, als würde die Zeit plötzlich stehenbleiben. Er stand vor einer immens wichtigen Entscheidung. Es war der große Trumpf, den er ausspielen wollte, und er hoffte, daß dieser Trumpf auch stach. Er dachte auch daran, daß sich die tödliche Kamera in van Akkerens Besitz befand, nur war der Mann bisher nicht dazu gekommen, sie auch einzusetzen.
Suko spürte das kühle Metall. Seine Finger glitten an der Außenseite des Kelchs entlang, bis er es geschafft hatte, den Griff zu umklammern. Dann hob er den Gegenstand an. Die beiden Hälften waren so weit auseinandergeklafft, daß er den Gral auch aus der Tasche ziehen konnte.
Er tat es mit einer heftigen Bewegung!
»Das ist er!« rief er laut und streckte van Akkeren den Kelch mit der darin liegenden Kugel entgegen…

***

Van Akkeren schien genau in dieser Sekunde zu Stein zu werden.
Mit allem hatte er gerechnet, nur nicht mit dem plötzlichen Erscheinen des Dunklen Grals.
Er bekam Glotzaugen. Sein Gesicht verlor an Farbe, und sehr langsam schüttelte er den Kopf, als könnte er nicht glauben, daß Suko tatsächlich den Gral besaß.
»Du erkennst ihn?«
Van Akkeren zitterte vor Wut. Er war zunächst nicht in der Lage, eine Antwort zu geben. »Der Gral«, ächzte er dann, »verdammt, er gehört dir nicht…«

»Ihnen denn?«
»Ich will ihn…«
»Sie werden ihn nicht bekommen. Er gehört dem, der würdig genug ist: John Sinclair. Und er wird auch dafür Sorge tragen, daß meinem Freund nichts passiert.«
Suko hielt den Gral in der rechten Hand. Van Akkeren schaute ihn genau an. Er sah den goldenen Kelch, der auch einmal der Kelch des Feuers genannt wurde und in dessen Öffnung die Kugel der Wahrsagerin Tanith haargenau hineinpaßte.
Dieser Dunkle Gral, ein von Geheimnissen umwobener Gegenstand, gehörte in die Reihe der »Waffen«, zu denen auch das Kreuz oder der Würfel zählten.
Der Gral erlaubte den Blick ins Paradies, hinein nach Aibon, dem geheimnisvollen Land, und er stellte auch die Verbindung zwischen den fremden Welten her.
Seinem Besitzer war er treu ergeben. Wer ihn besaß, der konnte sich auf ihn voll verlassen. Der Gral war eben etwas Wunderbares und etwas nicht Erklärbares.
Van Akkeren hatte sich von seinem Schock erholt. Ariol Le Duc tat überhaupt nichts. Die tumbe Gestalt stand nach wie vor neben ihrem Herrn und Meister, ohne sich zu rühren.
»Sie sagen nichts mehr?« wunderte sich Suko. »Hat Ihnen der Anblick die Sprache verschlagen?«
»Das nicht, aber ich frage mich, wie soll der Gral Sinclair helfen können?«
»Das wird nicht schwer sein. Sie haben dafür gesorgt, daß John Sinclair in die Vergangenheit geschleudert wurde. Wenn es für mich eine Möglichkeit gibt, ihn zurückzuholen, ist es allein der Gral. Er wird uns anzeigen, was…«
»Hör auf, Mann! Was ist er schon? Ein Kelch und eine Kugel. Ich besitze den Apparat des Teufels. Ich werde auch von dir Fotos machen und…«
Suko schüttelte den Kopf. Er wußte, daß er sich auf den Gral verlassen konnte. Deshalb hatte er auch die MPi neben sich gegen die Wand gelehnt. Schon seit einigen Sekunden war in ihm der Eindruck entstanden, als würde der Gral leben. Der Kelch bestand aus Gold, die Kugel aus einem geheimnisvollen Glas, das eine tiefrote Farbe zeigte, fast so wie der Würfel des Unheils oder des Heils, den Abbé Bloch in seinem Besitz hatte. Zwischen dem Würfel und dem Gral bestand eine Verbindung. Nicht ohne Grund hatte Abbé Bloch John Sinclair von seinen Erkenntnissen, die er über den Würfel bekommen hatte, berichtet.
Jetzt spürte Suko etwas davon.
Wärme durchströmte seine Hand. Er schaute in die Kugel hinein und

glaubte, dort eine Bewegung zu sehen.

Van Akkeren beobachtete ihn gespannt. Er stand auf dem Sprung.

Sukos nächste Worte allerdings bannten ihn auch weiterhin auf die Stelle. »Du wirst nicht gewinnen, du wirst ihn sogar…« Suko versagten die Worte, denn er sah plötzlich das Bild innerhalb der Kugel.

Der Inspektor schaute in die Vergangenheit, wo sich sein Freund John Sinclair befand.

»Was ist denn?«

Van Akkerens Stimme riß ihn aus seinen Gedanken. »Okay, ich gebe Ihnen die Chance, in die Kugel hineinsehen zu können.« Suko wußte, daß er ein Risiko auf sich nahm, doch er vertraute den Kräften des Grals. Die Maschinenpistole nahm er mit, als er auf die Bartheke zuging und den Gral dort abstellte.

»Kommen Sie, van Akkeren! Kommen Sie her!«

Der Grusel-Star war viel zu neugierig, um an der Wand stehenzubleiben. Er näherte sich mit vorsichtig gesetzten Schritten, als hätte er Angst, eine falsche Bewegung zu machen. Verfolgt wurde er dabei von der Mündung der MPi.

Rechts neben Suko blieb er stehen. Zwischen den beiden so unterschiedlichen Männern stand der Gral. Beide konnten auf die Kugel schauen und sahen die Szene.

»Sinclair!« ächzte van Akkeren und lachte glucksend. »Da… da ist er. Und er kann nicht mehr. Schau hin, Chinese. Vor ihm befinden sich zwei Mächtige: Le Duc und Baphometh. Das Schloß ist noch nicht fertig, dafür das Refugium. Sinclair ist erledigt, er ist am Ende, er kann nicht mehr. Sehen Sie genau hin, dann können Sie auch das Kreuz erkennen, das er nicht mehr besitzt. Da liegt es!« jubelte van Akkeren. »Er ist es losgeworden. Es liegt weiter entfernt…«

Auch Suko hatte es gesehen. Seine Angst zeigte er äußerlich nicht, doch er stellte bereits jetzt die Hilfe des Grals in Frage.

Van Akkeren dachte ähnlich. »Glaubst du noch immer, daß Sinclair sich befreien kann? Nein, er wird ein Verschollener der Vergangenheit bleiben, das steht fest. Auch der Gral bietet ihm nicht die Chance der Befreiung. Das schaffe ich nur.«

»Der Gral nicht«, stimmte Suko ihm zu. »Aber ein anderer. Schau genau hin, van Akkeren.«

Der Grusel-Star vergaß seinen Haß und schaffte es auch nicht mehr, die Gefühle unter Kontrolle zu halten. Er stieß plötzlich einen wilden Fluch aus.

»Das kann doch nicht…«

»Doch, es ist wahr!« hauchte Suko und schaute gebannt auf die Szene, die sich in der Kugel abspielte…

***

Ich hatte mein Kreuz verloren!

Nicht durch einen normalen Umstand, als wäre die Kette gerissen, nein, es war mir von einem magischen Ansturm kurzerhand weggerissen worden und lag jetzt in unerreichbarer Ferne für mich.

Ariol Le Duc und auch Baphometh konnten triumphieren. Ihre Falle war tatsächlich perfekt gestellt worden.

Le Duc bewegte sich. Ihn umgaben nach wie vor die dunkelblauen Schatten wie die Schwingen der Finsternis. Bisher hatte er gekniet, jetzt richtete er sich auf.

Es war keine normale Bewegung. Ich behielt ihn im Auge und stellte fest, daß er sich bewegte, wie jemand, der sich seines Sieges gewiß war. Träge und überheblich. Sein bleiches Raubvogelgesicht mit den darin eingezeichneten Schatten auf der Haut wirkte wie ein böses Gemälde. Das Kreuz, das in seiner Nähe lag, bedachte er mit keinem Blick. Für ihn war es schon Schnee von gestern.

»Man kann sich auf nichts mehr verlassen als Mensch«, erklärte er mir. »Nicht einmal auf das Kreuz, dem du dein Vertrauen geschenkt hast. Es gibt nur eines, auf das man sich verlassen sollte: auf die Hölle, Sinclair! Und in die werde ich dich schicken!«

Er bewegte sich, als hätte man ihn mit Wasser begossen. Dabei wollte er nur seinen Umhang zur Seite schütteln, um an die Waffe zu gelangen, die er bei sich trug.

Es war ein Schwert!

Sehr lang, auch in der Breite war die Klinge ungewöhnlich, eine mörderische Waffe jedenfalls, die für ihn wie geschaffen schien. »Ich werde Baphometh deine Seele übergeben und mich daran erfreuen, wenn ich es geschafft habe, dich zu köpfen. Hier ist das Ende deines Weges, Sinclair. Hier kommst du nicht mehr weg. Das Kreuz war einmal stark, aber die Zeichen, die es so stark gemacht haben, sind verschwunden…«

Da hatte er recht. Nur wollte ich nicht aufgeben. Er hatte mich bisher noch nicht auf die Aktivierungsformel angesprochen. Möglicherweise war sie ihm auch nicht bekannt, aber ich wußte sie, denn allein durch sie konnte ich die geballte Kraft des Lichts gegen die Schatten der Hölle schleudern.

Ich hätte das Kreuz auch aus einer gewissen Entfernung aktivieren können; das wiederum wollte ich nicht. Es sollte zwischen mir und dem Kreuz ein Hautkontakt bestehen.

Er schwang sein Schwert einmal über den Kopf. Spielerisch leicht sah es aus, wie er die Waffe beherrschte. Über ihm glühten die Karfunkelaugen des Dämons Baphometh, der Ariol Le Duc die Kraft gab, mich vernichten zu können.

So kam er näher.

Ich blieb ebenfalls nicht stehen. Zur linken Seite hin bewegte ich

mich, um näher an das Kreuz heranzukommen. Drei Schritte weit ließ er mich kommen, dann sprang er mir plötzlich in den Weg und auch auf das Kreuz zu.

»Nein!« brüllte er, »nicht so!«

Er hatte das Schwert über seinen Kopf gehoben, um die Klinge nach unten sausen zu lassen.

War sie stärker als das Kreuz?

Ich sprang ihm in den Weg, setzte alles auf eine Karte und griff ihn mit bloßen Fäusten an.

Es war nicht mehr nötig, denn er schlug nicht zu. Ariol Le Duc erstarrte mitten in der Bewegung, das Schwert schwebte dabei noch über seinem Kopf, den er nach links gedreht hatte und der in den Dämmer der Nacht hineinschaute.

Genau dort bewegte sich etwas.

Es war groß wie ein Mensch und schimmerte silberfarben. Ein Skelett aus Silber, ein schaurig anzusehendes Gerippe, das sich plötzlich manifestiert hatte und etwas bei sich trug, das mir fast einen Jubelschrei entlockt hätte.

Es war der Würfel des Heils!

Ich wußte, wer das Skelett war, aber ich hätte es nie und nimmer hier in der Vergangenheit vermutet. Es war also wie ich aus der Zukunft gekommen oder hatte die Gegenwart verlassen.

»Wer bist du?« schrie Ariol Le Duc dem silbernen Skelett entgegen. »Wer bist du?«

»Hector de Valois! Ich bin gekommen, um das zu vollenden, was ich vor langer Zeit begonnen habe…«

***

Es interessierte mich auch nicht, wieso das Gerippe des Hector de Valois an den Würfel geraten war, es mußte irgendwie mit dem Abbé zusammenhängen, aber ich spürte, daß sich die Lage verändert hatte und zumindest auf der Kippe stand.

Damit hatte Ariol Le Duc nicht gerechnet!

Er tat nichts, ich ebenfalls, denn ich wußte, daß es eigentlich eine Sache zwischen ihm und Le Duc war. Mich ließ man dabei außen vor, und es war mir, ehrlich gesagt, auch nicht so unangenehm.

Endlich hatte Le Duc seine Überraschung verdaut. Er flüsterte den Namen: »Hector de Valois. Wieso kannst du kommen? Du bist nicht mehr hier, du bist verschwunden, ich habe dich damals weggejagt, du mußt einfach tot sein. Du darfst nicht mehr leben…«

»Manchmal können Tote auch lebendig werden.« Irgendwo aus dem silbernen Schädel des Skeletts drang die Antwort.

Für den unbeteiligten Betrachter wäre es ein Bild des Schreckens gewesen. Auch ich mußte mich zunächst daran gewöhnen doch ich

hatte einen Helfer bekommen, der zwar schaurig aussah, aber auf meiner Seite stand und auch als Lebender nie den Weg zu Baphometh beschritten hatte. Im Gegenteil, er hatte diesen Dämon stets verflucht.

Jetzt war er gekommen, um abzurechnen. Gefühle wie Angst oder Furcht kannte er nicht. Er sah seinen Feind Le Duc und schritt ihm entgegen. Das silberne Skelett bewegte sich mit stelzenhaften Schritten. Nicht geschmeidig wie bei Menschen, es rückte ständig voran. Unter seinen silbernen Knochenfüßen zerknirschten kleine Steine.

Den Würfel hielt er mit beiden Knochenhänden fest. Er strahlte von innen her und wehte seine rotviolette Farbe auch über das Silber der gekrümmten Klauen.

Ich konnte mich einfach nicht zurückhalten und erklärte es auch Ariol Le Duc. »Schätze, daß sich die Lage etwas verändert hat«, sprach ich in seine Richtung. »Mich hättest du vernichten können, aber wie willst du jemand töten, der schon gestorben ist und auch nicht direkt als lebende Leiche umherläuft?«

»Du wirst schon sehen, was ich mit ihm anstelle. Baphometh ist mein Schutzpatron. Ich vertraue ganz auf ihn. Er wird mir den richtigen Weg weisen. Mit seiner Hilfe wird es mir auch gelingen, den verdammten de Valois endgültig zu vernichten. Er wird bald nicht mehr zurückkehren können, das verspreche ich dir…« Den Worten ließ er ein scharfes Lachen folgen und natürlich auch Taten.

Er konnte nur auf sein Schwert vertrauen. Die schwere Klinge besaß einen relativ langen Griff. Der Gelenk- und Handschutz war ebenfalls übernormal breit, und Le Duc hatte den Griff mit beiden Händen umklammert, um seine ganze Kraft in den Schlag zu legen.

Auch weiterhin schwebte es über seinem Kopf. Le Duc zeigte trotz dieser ungewöhnlichen Haltung keinerlei Ermüdungserscheinungen, und er besaß nicht die Spur von Angst.

Ariol Le Duc schritt auf das Skelett zu.

Hector de Valois war sich seiner Sache sicher. Er traf keinerlei Anstalten zurückzuweichen, er vertraute voll auf seine Kraft und auf die des Würfels.

Ich blieb ebenfalls nicht untätig. Für mich war endlich die Chance gekommen, das Kreuz wieder an mich zu nehmen, weil ich momentan unbeobachtet war.

Auf leisen Sohlen huschte ich dem Kreuz entgegen, bückte mich und hob es auf.

Blitzschnell ließ ich es in meiner Tasche verschwinden. Erst dann konzentrierte ich mich wieder auf die beiden Todfeinde, die sich noch auf einer größeren Distanz gegenüberstanden.

Das änderte sich sehr schnell.

Überdeutlich stach das silberne Skelett innerhalb der blauschwarzen

Schatten ab. Das gleiche galt auch für Ariol Le Duc, der im Moment die günstigste Distanz für einen Schlag erreicht hatte.

Das Schwert raste nach unten. Die Klinge war dabei so gezielt, daß sie mit einem Streich das Skelett des Hector de Valois in der Mitte geteilt hätte.

Ich hielt den Atem an, wollte auch die Augen schließen; doch das schaffte ich nicht, und Le Duc kam nicht dazu, Hector de Valois zu vernichten. Zwar jagte die Klinge auf den blanken Silberschädel zu, stoppte aber, bevor sie die Platte erreichen konnte.

Le Duc brüllte auf. Eine Gegenkraft hatte ihn plötzlich gepackt und drehte an seinem Gelenk.

Sie schleuderte das Schwert in die Höhe, ebenfalls die beiden Arme, so daß grotesk wirkende Bewegungen entstanden. Um das Skelett herum zuckte eine rote Aureole aus Blitzen, die sich aus dem Innern des Würfels gelöst hatte und de Valois beschützte.

Le Duc mußte zurück. Ich sah ihn taumeln. Er hatte seinen Oberkörper nach vorn gebeugt und auch seine Arme gesenkt, so daß die Schwertklinge einen breiten Strich über und in den Boden zog. Le Duc blieb erst dort stehen, wo mein Kreuz gelegen hatte. Daran dachte er nicht mehr, weil er genug mit sich selbst zu tun hatte.

Seine Beine wollten das Gewicht nicht mehr tragen. Er sank nach vorn und mußte sich kniend auf sein Schwert stützen, sonst wäre er noch zu Boden gefallen.

Er machte den Eindruck eines Ritters, der von einem Kreuzzug zurückgekehrt war und voller Demut ein Dankgebet sprach. Das Äußere täuschte, Ariol Le Duc kannte den Begriff Demut nicht. Ihm war die Zerstörung wichtiger.

Er stemmte sich wieder hoch.

Diesmal waren seine Bewegungen nicht so geschmeidig, es kostete ihn zudem Mühe, sich gerade und aufrecht zu halten. Sein Gang glich eher einem Schwanken.

Er drehte sich und schaute mich an. In seinem Raubvogelgesicht lagen die Falten noch tiefer eingekerbt, die Lippen bildeten zwei breite Striche, die Haut wirkte wie mit heller Asche gepudert, und in den Augen flammte der Haß.

Der Haß auf mich, den er nicht hatte schlagen können. Sein Wille trieb ihn voran, zudem befand ich mich näher bei ihm als Hector de Valois. »Sinclair!« brüllte er keuchend. »Du verfluchter Hundesohn! Dir werde ich als erstem…«

Er schwang sein Schwert. Es fiel ihm schwer, es kreisförmig zu bewegen. Die Klinge glich, als sie über seinem Kopf wirbelte, den Rotorblättern eines Hubschraubers, die einen Kreis zogen.

Ich lief zurück.

Dann drosch er drein.

Der Hieb hätte mich auch erwischt. Mit einem Sprung schleuderte ich mich hoch und gleichzeitig zur Seite. Die Klinge huschte vor meiner Gestalt zu Boden, schlug hinein, dann war ich bei ihm und trat mit dem Fuß gegen seine Brust.

Der Stoß katapultierte ihn zurück. Er fiel auf den Rücken und blieb zunächst so liegen.

Das war meine Chance!

Hector de Valois griff ein. Ohne daß ich ihn bemerkt hatte, war er nahe an mich herangetreten, streckte den Arm aus und legte mir seine silberne Knochenklaue auf das Gelenk.

»Nein, nicht so!« hörte ich ihn sprechen.

»Was dann?«

Er beugte sich vor und hielt den Würfel dabei fest umklammert.

Dann streckte er die Arme aus und legte ihn auf die Brust des Ariol Le Duc.

Ich hielt den Atem an.

Nicht Le Duc!

Er brüllte. Der Würfel bannte ihn, er setzte seine magische Kraft ein und stellte sie gegen die des Baphometh.

Das Brüllen blieb. Nicht nur allein durch Ariol Le Duc abgegeben, auch Baphometh schrie seine Schmerzen hinaus.

Ich schaute in den Würfel, wo sich die Farbe intensiviert hatte und sich die hellen Schlieren heftig bewegten.

Dort zeichnete sich Baphomeths Gesicht für einen Moment ab.

Hatte er die Kontrolle über den Würfel bekommen?

Nein, das Gesicht verzerrte sich. Es wurde zu einer langgestreckten Fratze, die aus Gummi zu bestehen schien und die nicht sichtbare Hände immer weiter auseinanderzogen.

Bis sie platzte!

Baphometh verschwand. Seine Gestalt war nicht mehr vorhanden, nicht im Würfel und auch nicht innerhalb der Schatten.

Le Duc gab es noch. Er lag vor uns und hatte sich verändert. Jetzt wirkte er so, wie ich ihn kannte. Eine lebende Leiche mit blaßgrüner Haut. Das Schwert hatte er verloren; er stieß uns röchelnde Laute entgegen und richtete sich plötzlich auf, was de Valois auch zuließ.

Le Duc wankte vor uns. Er ging unsicher, beschrieb dann einen Kreis, seine Arme glitten von oben nach unten, als wollte er sich irgendwo festhalten.

Dann torkelte er davon und ging dorthin, wo sich die Fratze des Baphometh befunden hatte.

Ich wollte hinterher, aber das Skelett hielt mich zurück. Ich gehorchte dem Druck der Finger, blieb stehen und sah, wie sich Le Duc veränderte. Seine Gestalt verlor eine Dimension, nämlich die Breite. Er verwandelte sich in ein flächiges Wesen – und lief genau auf

die Wand oder Mauer zu, die bereits stand.

Da kapierte ich.

Ariol Le Duc würde zu einem Bild werden, es würde innerhalb der Mauer bleiben, und er würde sich derart verändern, daß er später aussah wie ein Zombie.

So hatte ich ihn kennengelernt.

War dieses eben Erlebte für mich bereits Vergangenheit geworden? Nein, denn das silberne Skelett des Hector de Valois stand nach wie vor neben mir.

Wir schauten uns an.

Es klingt paradox, denn ein Skelett mit leeren Augenhöhlen kann nicht schauen, dennoch kam es mir so vor. Ich sah in die beiden Löcher hinein, wo sich die tiefe Schwärze des Weltalls zu vereinen schien und ein Wissen gespeichert war, das bereits Tausende von Jahren zu zählen schien.

»Danke«, sagte ich, »danke, daß du erschienen bist und mich gerettet hast.«

Hector de Valois schüttelte den silbernen Knochenschädel. »Du darfst nicht mir danken, ein anderer trug dafür die Verantwortung. Es war dein Freund Abbé Bloch.«

»Der Abbé?« wunderte ich mich. »Was hat er damit zu tun? Ich… ich bitte dich.«

»Er besitzt den Würfel, und er schafft es trotz seiner toten Augen oft mehr und besser zu sehen als andere. Das darfst du nicht vergessen. Er sah, daß du in Gefahr schwebtest, und er wußte auch, zu welchem Mittel er greifen mußte, denn ich hatte mich mit ihm durch den Würfel in Verbindung gesetzt. Er kam zu mir, übergab mir den Würfel, durch dessen Stärke ich zu dir gelangen konnte.«

»Ja, er hat dir die Zeitreise ermöglicht. Er wird dich auch wieder zurückbringen, aber was ist mit mir?«

»Du solltest Freunden vertrauen.«

»Dir?«

»Auch anderen«, erwiderte das silberne Skelett. »Schau in den Würfel, denn die Verbindung über Zeit und Raum hinweg besteht. Er hat den Kontakt zu deiner Zeit herstellen können, zu einem Gegenstand, der für dich ungemein wichtig ist und der sich nun in der Hand einer deiner Freunde befindet.«

Ich sah keinen Grund, den Worten des Hector de Valois nicht zu trauen, und schaute auf die obere Würfelfläche.

Plötzlich weiteten sich meine Augen. Was ich da zu sehen bekam, konnte ich kaum fassen.

In dem Würfel sah ich mehrere Gestalten. Ich erkannte Suko, auch van Akkeren und Ariol Le Duc als Zombie. Sie alle aber wurden von einer roten Kugel überstrahlt, die gleichzeitig einen goldenen

Schimmer bekommen hatte.

»Der Dunkle Gral«, hauchte ich. »Himmel, es ist der Dunkle Gral – oder nicht?«

»Ja, er ist es«, erklärte mir das silberne Skelett. »Und er ist deine Chance, den Weg zurückzufinden. Verlaß diese Zeit, sie ist nicht für dich geschaffen. Du mußt dich auf deine Zeit und dein Leben konzentrieren. Ich will ebenfalls sehen, wie du es fertigbringst, die Kräfte des Bösen zu zerstören.«

»Kann er mich zurückholen?«

»Er kann es. Die Verbindung zwischen dem Würfel und ihm steht. Ich wünsche dir viel Glück...«

»Und du?«

»Ich habe meinen Platz in der ehemaligen Kathedrale der Angst. Dorthin werde ich wieder zurückkehren. Da steht der Sarg. Dort kannst du mich finden.«

Ich nickte ihm zu, schloß für einen Moment die Augen und legte danach meine Hand auf die obere Fläche des Würfels.

»Du weißt genau, was du zu tun hast, John Sinclair. Konzentriere dich, konzentriere dich auf den Würfel, auf seine Kraft. Denke an ihn, dann wird er dir den Weg zurück zeigen...«

Hector de Valois' Stimme war bereits leiser geworden. Die Perspektiven verschoben sich vor meinen Augen. Ich wollte noch einen Blick auf das silberne Skelett werfen und sah, daß seine Umrisse bereits zu einer milchigen Brühe verschwammen.

Etwas packte mich. Ich hatte das Gefühl, als würde ich in eine Schablone gepreßt, dann war ich nicht mehr vorhanden.

Die Vergangenheit hatte mich entlassen, die Gegenwart wollte mich aufnehmen.

Und ich geriet in eine weitere Hölle!

***

Vincent van Akkeren sah aus, als hätte man ihm das Leben aus dem Körper genommen.

Er stand auf dem Fleck, ohne sich zu rühren. Er stierte auf die Kugel und mußte mit ansehen, was sich in der Vergangenheit abgespielt hatte. Seine Stimmung hatte zwischen Hoffen und Wut geschwankt. Zuerst war es mehr Hoffnung gewesen, danach überwog die Wut, und schließlich hatte ihn der kalte Haß übermannt, als er sah, wie dünn seine Chancen geworden waren.

Sinclair gewann!

Nein, nicht er war der Sieger. Das silberne Skelett hatte ihm geholfen.

Auch für Suko war dies unbegreiflich gewesen. Damit hatte er nicht rechnen können. Er fragte auch nicht, wieso es das Skelett geschafft

hatte.

Für ihn zählten allein die Tatsachen, die sich in der Vergangenheit abspielten und für die Gegenwart so wichtig waren.

Le Duc verging.

Sie bekamen es beide mit. Sie hörten sogar sein wildes Röhren, sein Schreien und stellten erst später fest, daß es nicht der Le Duc aus der Vergangenheit war, der so geschrieen hatte.

Das Brüllen des Zombies durchtönte den Raum. Er mußte mitbekommen haben, was sich in der Vergangenheit abspielte, und hatte möglicherweise seinen Tod noch einmal erlebt.

So etwas konnte selbst eine seelenlose Gestalt wie er nicht fassen und verkraften.

Es war vielleicht Sukos Fehler gewesen, daß er sich zu sehr auf den Gral konzentriert hatte. So war es der lebenden Leiche gelungen, sich von der Wand zu lösen.

Ihr Ziel war die Bartheke!

Beide Arme schwang der Zombie wie eine aufgedrehte Puppe.

Sein starrer Blick blieb auf die Männer gerichtet, die ihn noch immer nicht bemerkten, weil sie der Dunkle Gral so sehr beschäftigte.

Schnee wehte durch die offene Tür und hatte den Boden dicht hinter der Schwelle glattgemacht.

Der Zombie kam.

Noch hatte er sein Messer. Er war jetzt völlig durcheinander, ebenso wie van Akkeren, der es einfach nicht glauben wollte, daß Sinclair aus der Vergangenheit entkam.

Mit einem Schrei auf den Lippen warf er sich Suko entgegen.

Dabei stieß er gegen den Dunklen Gral, der ins Rutschen kam und auch von dem kleinen Metallrand der Theke nicht gehalten werden konnte. Er »stolperte« förmlich darüber hinweg und fiel vor der Bar zu Boden, wo er direkt auf den Zombie zurollte.

Die beiden berührten sich.

Da geschah es!

Suko, der mit van Akkeren kämpfte und sich noch auf den Beinen gehalten hatte, vernahm den gellenden Schrei des Untoten. Mehr ein fürchterliches Röcheln, sehr dumpf klingend, und auch van Akkeren hatte den Todesschrei vernommen.

Er ließ Suko los, drehte sich und sprang gleichzeitig zurück. Der Zombie stand in Flammen.

Es war ein grünes Feuer, das ihn umflort hatte wie ein langer Mantel. Der Gral schien ihm seine Arme entgegenzustrecken, und er vernichtete ihn auf der Stelle.

Diesmal gab es keine Rettung mehr für Ariol Le Duc. Was zurückblieb, war blitzender Staub, der zu Boden sank.

Und auch die Flamme verlöschte. Als sie zusammenfiel, kümmerte

sich Suko um van Akkeren.

Der Grusel-Star war schneller gewesen. Er hatte es geschafft und die MPi an sich gerissen.

Rückwärts gehend feuerte er.

Im Nu schwebte Suko in Lebensgefahr. Wie er über die Bartheke hinweggehechtet und an der anderen Seite zu Boden gefallen war, wußte er später nicht mehr zu sagen.

Er hörte das schmetternde Echo der Schüsse, das Schreien van Akkerens und das Klirren der Gläser und Flaschen hinter ihm.

Dann war der Spuk vorbei.

Vorsichtig drückte sich Suko in die Höhe. Er schielte über die Bartheke hinweg, erkannte, daß van Akkeren das Lokal verlassen hatte und ins Freie gestürmt war.

Für ihn gab es hier nichts mehr zu holen. Der Dunkle Gral hatte Ariol Le Duc endgültig zerstört.

Was Hector de Valois damals nicht gelungen war, das hatte die große Waffe einige hundert Jahre später vollendet, und Suko war darüber zufrieden.

Er nahm den Gral hoch, stellte ihn ab und hörte hinter sich das scharfe Atmen.

War van Akkeren zurückgekehrt?

Suko wirbelte herum.

»Warum so hastig, Partner?« fragte ich und grinste ihn schief, wenn auch erschöpft, an…

***

»John, zum Henker, du hast es tatsächlich geschafft!« Suko rief mir die Worte zu und lachte mich an. »Das ist doch nicht wahr, das gibt es nicht!« Er schüttelte den Kopf, lief auf mich zu und wollte mir die Schulter zerklopfen. »Habe ich alles nur geträumt?« fragte er noch.

»Was denn?«

»Ich sah dich in einer anderen Zeit, ich…«

Mein Gesicht nahm einen ernsten Ausdruck an. »Ja, Suko, ich war in einer anderen Zeit, und ich hatte auch Besuch bekommen, was du ebenfalls gesehen haben mußt.«

»Das Skelett…«

»Hector de Valois…«

»Wieso konnte er…?«

Ich winkte ab. »Das ist wohl eine längere Geschichte. Ich aber muß mich bei Abbé Bloch bedanken. Er ist in die Kathedrale der Angst gegangen und hat dem Skelett den Würfel überreicht, so daß die Verbindung zwischen ihm und dem Gral hergestellt werden konnte.«

»Und jetzt bist du hier, John.«

»Ja.« Ich ging auf den Dunklen Gral zu und umfaßte die Kugel mit

beiden Händen. »Er und der Würfel sind es, Suko. Ich werde das Gefühl nicht los, daß wir an Stärke zunehmen.«

»Das muß auch so sein, wenn du an unsere Freunde, die Schwarzblüter, denkst.«

»Wie verhält es sich mit Ariol Le Duc?«

Suko deutete zu Boden. »Le Duc hatte Kontakt mit dem Gral bekommen und wurde vernichtet.«

»Das ist gut.«

»Die grüne Flamme zerstörte ihn, das kennst du ja von Basil Hartford her, unserem Kollegen.«[2]

»Sehr richtig. Nur, was ist mit van Akkeren?«

»Er hat durchgedreht, John. Die Maschinenpistole, die er bei sich trägt, ist keine Staffage. Er setzte sie tatsächlich ein. Schau dich um, dann siehst du die Kugellöcher an den Wänden, im Fußboden und in der Theke. Erinnerungen an van Akkeren.«

»Unser Freund ist also geflohen?«

»Genau.«

»Wohin?«

Suko hob die Schultern. »Ich habe keine Ahnung. Vielleicht auf sein Schloß.«.

»Ohne Le Duc?«

»Das stimmt auch wieder.«

»Suko, ich bin durch den Schnee und gleichzeitig durch einen menschenleeren Ort gegangen. Mag das Wetter auch noch so mies sein, es ist trotzdem kein Grund für die Bewohner…«

Ich brauchte nicht weiterzusprechen, denn Suko schlug gegen seine Stirn. »Verflixt, jetzt weiß ich, wo er hingelaufen ist. In den Weinkeller, dort haben sie sich versammelt. Er besitzt ja zudem die Fotos von jedem Einwohner.«

»Genau.«

»Nichts wie hin!«

Beide hatten wir es mehr als eilig…

***

Irgend jemand war auf die Idee gekommen, seinen Schal zu spendieren und ihn dem Bürgermeister um den Hals zu binden, damit dort die Blutungen gestoppt wurden. Aus dem dünnen Wundstreifen quoll der Lebenssaft immer wieder in roten, kleinen Perlen.

Sie hatten ihn auf eine Bank gelegt, wo er sich nicht rührte. Roski war fertig, und nicht nur ihm erging es so. Andere Bewohner von Cerbac hatte es ebenfalls erwischt.

Bei einer Frau bluteten die Handflächen. Sie hatte ein Tuch dazwischengepreßt, hockte auf ihrem Platz und weinte leise vor sich hin.

Zwei junge Männer waren bewußtlos geworden. Ein anderer hatte sich aus dem Nichts den Arm verstaucht, die Magie der Fotos wirkte hier auf eine erschreckende Art und Weise.

Unausgesprochen stand über allem die Frage: Wann wird der erste von uns sterben?

So etwas förderte die Angst.

Die Menschen beobachteten sich gegenseitig mit mißtrauischen Blicken. Ein jeder lauerte darauf, daß seinem Nachbarn etwas passierte, und hoffte, dabei, daß er selbst nicht zum Opfer wurde.

Frank Didier, der die schlimmste Zeit seines bisherigen Lebens durchmachte, wäre liebend gern weggelaufen, doch er dachte daran, was ihm der Inspektor gesagt hatte, und blieb. Zudem spürte er auch so etwas wie ein großes Verantwortungsgefühl für die Menschen in diesem Weinkeller, denn Didier gehörte zu den wenigen Personen, die hier einen vollen Durchblick besaßen.

Gesetzt hatte er sich nicht. Er lehnte mit dem Rücken an einem der gewaltigen Weinfässer und hatte auch den Kopf so zurückgelegt, daß er damit das Holz berührte.

Es wurde nicht viel gesprochen. Und wenn, dann nur sehr leise.

Ansonsten drückte die Furcht den Menschen die Stimmbänder zu.

Jemand kam auf Didier zu. Es war eine junge Frau, soeben dem Mädchenalter entwachsen. Sie hatte ein blasses Gesicht. Durch das dunkle Kopftuch wirkte es noch bleicher.

Frank lächelte ihr gequält zu.

»Wird es bald vorbei sein?« fragte sie.

»Ich weiß es nicht.«

»Aber Sie kennen sich…«

»Nichts kenne ich«, sagte Frank, »überhaupt nichts. Ich habe nur die Aufgabe bekommen, hier zu warten.«

»Und uns zu beschützen?«

Er lachte auf. »Kann ich das? Dich vielleicht oder Sie, pardon…?«

»Nein, sag ruhig du. Ich heiße Claire.«

»Ich bin Frank. Glaub mir, Claire«, er veränderte die Haltung seiner Stimme etwas und stellte sich breiter hin. »Ich weiß nur soviel wie du. Ich wünsche mir, daß dieser verfluchte Alptraum bald beendet ist und wir alle wieder normal leben können.«

»Du bestimmt, wir kaum.«

»Wie meinst du das?«

»Hat man dich denn fotografiert?«

»Doch, aber die zweite Stufe ist mir erspart geblieben.«

»Dann hast du es wirklich besser. Wir sind fotografiert worden. Es war schlimm. Der Teufel kam nach Cerbac. So und nicht anders haben wir es gesehen. Jetzt hat jeder Angst, daß es ihn erwischt.«

»Der Inspektor ist unterwegs, um diesen Teufel zu stellen«, sagte

Frank. »Ich vertraue ihm.«
»Ich sah, daß er dir seine Waffe gab.«
»Stimmt.«
Claire strich über die dünne Haut ihrer Wangen. »Würdest du sie mir auch geben?«
»Die Pistole?« Vor Schreck stellte sich Frank Didier aufrecht hin.
»Weshalb denn?«
»Wenn es mich einmal überkommt und die Schmerzen nicht mehr auszuhalten sind, möchte ich mir eine Kugel durch den Kopf schießen. Ich weiß ja nicht, was noch alles passiert. Es kann furchtbar werden. Wir können vernichtet…«
»Daran solltest du aber jetzt nicht denken.«
»Das sagst du so. Trotzdem möchte ich…«
Was sie noch wollte oder gern gemocht hätte, konnte sie nicht mehr sagen. Sie fing plötzlich an zu zittern, ihr Gesicht wurde blaß, dann schwankte sie und wäre gefallen, hätte Frank sie nicht aufgefangen.
»Ich… ich … mich hat es erwischt. O nein …« Sie stöhnte auf, die Schmerzen mußten in ihrem Kopf toben, denn dort war etwas zerrissen worden.
Aus beiden Nasenlöchern rannen Blutfäden.
Didier wußte nicht, was er noch tun sollte. Er konnte Claire nur so helfen, daß er sie festhielt. Er stammelte die nächsten Worte. »Was ist denn? Was hast du?«
Die Antwort kam gequält. »Es… es tut so weh. Im Kopf. Dort zerspringt alles.«
»Das Foto, das verfluchte Foto!« Claire wurde schwer, er wollte sie zur Seite legen und suchte einen freien Platz. Man sah ihn. Zwei Männer kamen und nahmen ihm Claire ab.
»Jetzt auch sie!« flüsterte einer.
Das Mädchen wurde in eine liegende Position gebracht. Jemand legte Claire eine zusammengefaltete Jacke unter den Kopf. Frank hatte vor, bei ihr zu bleiben, doch es kam anders.
So wuchtig, daß es bis in den letzten Winkel des Weinkellers drang, wurde die Tür aufgerissen. Herein wirbelten nicht nur Schneeflocken, auch van Akkeren stürmte vor, und er war bewaffnet mit seiner Maschinenpistole…

***

Er selbst sah sich als Teufel an, zumindest als einen der Abkömmlinge. Und teuflisch lachte er auch auf. Es schallte durch den Weinkeller, jeder wurde hochgeschreckt, bis auf die Personen, die es bereits erwischt hatte. Breitbeinig hatte sich van Akkeren aufgebaut.
Die MPi hielt er relativ lässig, aber davon ließ sich niemand täuschen. Es war diesem Menschen anzusehen, daß er die Waffe

beherrschte.

Der Grusel-Star wartete einige Sekunden ab, bis er zu seiner »Begrüßungsrede« ansetzte. »Ich bin wieder hier, denn so hatte ich es auch versprochen. Ich gehöre zu denen, die ihre Versprechen einhalten, und ich werde euch zeigen, wo es langgeht.« Sein Gesicht wirkte verkniffen, vielleicht auch deshalb, weil er schmale Augen bekommen hatte. »Erinnert euch daran, wie ich nach Cerbac kam. Ich habe euch fotografiert. Den Grund haben einige spüren können. Ihr werdet sterben, langsam vergehen, denn ihr befindet euch in meiner Gewalt…«

Wieder ließ er seine Worte wirken und weidete sich an den Ängsten der Menschen. Es war niemand da, der ihm widersprochen hätte. Die Gesichter zeigten eine leichenhafte Blässe. In vielen Augen schimmerten Tränen, das kümmerte van Akkeren nicht.

Etwas in die Ecke gedrückt hatte sich Frank Didier. Er dachte daran, daß sich in seiner rechten Jackentasche die Waffe befand, die man ihm überlassen hatte.

Sollte er van Akkeren angreifen?

Er hatte noch nie zuvor auf einen Menschen geschossen. Überhaupt auf keine Kreatur. Van Akkeren sah ihn nicht, die Gelegenheit war eigentlich günstig; er brauchte nur die Pistole hervorzuholen, zu zielen und einfach abzudrücken.

So einfach war es nicht. Das sah im Film so leicht aus, die Wirklichkeit war anders. Da mußten Hemmschwellen überwunden und seelische Mauern eingerissen werden. In einer normalen Lage hätte er sich nicht einmal mit diesem Gedanken beschäftigt.

Das hier war nicht normal, sondern extrem, denn zahlreiche Menschen befanden sich in Lebensgefahr.

Frank Didier ließ seine Hand trotzdem in der Tasche verschwinden und spürte auch das kühle Metall der Waffe. Es beruhigte ihn keinesfalls, es erschreckte ihn.

Van Akkeren befand sich in seinem Element. Mit einer Hand konnte er die MPi gut, locker und trotzdem sicher halten. Die andere benötigte er ebenfalls.

In seiner linken Tasche befanden sich die Fotos der Menschen aus Cerbac. Jeder starrte ihn an, als die Hand verschwand. Er hatte nichts zu sagen brauchen, die Menschen wußten, daß etwas Besonderes und auch Ungewöhnliches auf sie zukommen würde.

Van Akkeren holte die Fotos hervor. Sie waren alle gleichgroß, gebündelt, obwohl sie von keinem Gummiband gehalten wurden. Er hob den linken Arm. »Da!« rief er, »da sind die Fotos. Jeder von euch ist darauf verewigt, und für jeden von euch ist es ein Todesfoto…« Er schickte ihnen wieder sein Lachen entgegen. »Eure Seelen gehören jetzt schon mir, ihr wißt es nur noch nicht. Wenn ihr aus dem Leben

scheidet, werden eure Seelen in das Reich eingehen, das ich vorgesehen habe. Dieser Ort wird zu einem Stützpunkt der Baphometh-Templer werden, und ich bin euer Anführer, der …« Er sprach nicht mehr weiter. Irgend etwas hatte ihn irritiert.

Es war Frank Didier.

Hatte er bisher noch Hemmungen gehabt, die Waffe zu ziehen und auf van Akkeren anzulegen, so änderte sich dies nach den schrecklichen Worten des Mannes.

Seine Erklärungen waren kein Spaß gewesen, er hatte es blutig ernst gemeint, und auch schon demonstrierte er, was er meinte.

Deshalb holte er die Waffe hervor.

Seine rechte Hand zitterte. Die Pistole kam ihm schwer vor wie eine Panzerfaust. Didier schwitzte, er hatte Angst, seine Lippen bewegten sich bibbernd.

Es war ihm, als hätte er seinen eigenen Schatten übersprungen, als er vorging, weil er die Distanz zu van Akkeren verkürzen wollte, um zu einem sicheren Schuß zu kommen.

Einige sahen ihn und auch die Waffe, sie sagten nichts, aber sie veränderten sich irgendwo, so daß ein Mann wie van Akkeren mißtrauisch wurde, mit seiner Rede stoppte und sich drehte.

Genau in Franks Richtung!

Didier erstarrte.

Plötzlich sah er den Blick dieses unheimlichen Mörders auf sich gerichtet. Die Augen wirkten grausam. Sie versprachen Grauen, Leid und Tod. Aber auch Spott, denn es amüsierte van Akkeren, daß jemand versuchen wollte, ihn zu stoppen.

Bevor sich Frank versah, zeigte die Mündung der MPi auf ihn.

»O Gott!« stöhnte jemand aus dem Hintergrund.

Didier vernahm es nicht. In seinem Kopf brauste es dumpf auf. Es schienen an allen vier Seiten Bretter dagegen geschlagen worden zu sein, deren Nägel noch in den Schädel hineindrückten.

Jetzt gab es kein Zurück mehr für ihn. Nur noch den Weg nach vorn. Der würde in den Tod führen. Im Gegensatz zu van Akkerens Waffe wies die Mündung der Beretta zu Boden.

Der Grusel-Star amüsierte sich. In seinen Augen blitzte es sogar auf. »Wolltest du mich tatsächlich töten?« fragte er flüsternd und trotzdem so laut, daß ihn viele der Todgeweihten verstehen konnten. »Wolltest du mich umbringen?« schrie er.

»Ja!« rief Frank dagegen und wunderte sich, woher er den Mut nahm. »Ja, ich wollte dich töten.«

Van Akkeren nickte. Er schleuderte die Fotos weg, die auseinanderflatterten, wie Blätter im Herbstwind umhersegelten und allmählich dem Boden entgegentrudelten. »Ich freue mich«, erwiderte er und grinste so breit, als bestünden seine Lippen aus Gummi. »Ja,

ich freue mich darüber, daß es unter euch jemand gibt, der noch ehrlich ist. Er hat zugegeben, daß er mich töten wollte. Das kann ich sogar verstehen. Ich an seiner Stelle hätte auch nicht anders gehandelt. Aber du hast Pech gehabt, mein Junge. Ich bin der Stärkere. Du bist nicht mit in das Schloß gekommen, ich erkenne dich wieder, nur hättest du weglaufen und nicht hier in Cerbac bleiben sollen. Das war jetzt sein tödlicher Fehler. Tut mir leid…«

Ein Ruck ging durch seinen Körper.

Frank vernahm die innere Stimme, die ihm riet, die Waffe hochzureißen und zu schießen.

Er schaffte es nicht.

Sein Blick war starr geradeaus gerichtet, er sah nur die Mündung der MPi, die ihm so übergroß vorkam.

Frank schoß nicht, van Akkeren kannte keine Gewissensbisse. Er drückte ab…

***

Die aus der Mündung jagende Kugelgarbe hätte Frank Didier getötet. Er hatte keine Chance, aber es gibt im Leben oft Dinge, über die man nicht nachdenken, sondern hinnehmen sollte.

Einige sagen Schutzengel, andere bezeichnen sie als höhere Gewalt. Was auch stimmen mochte: In diesem Fall traten die Dinge ein und kehrten die Lage um.

In dem Augenblick, als sich der Zeigefinger des Grusel-Stars um den Abzug krümmte und ihn zu sich heranzog, spürte er plötzlich in seinem Körper so etwas wie eine Explosion. Sie riß ihn auf die Zehenspitzen und zerrte gleichzeitig seine Maschinenpistole in die Höhe.

Die Salve war nicht mehr aufzuhalten, nur traf sie nicht Frank Didier, sondern hämmerte in die Decke, wobei einige der Kugeln noch ein Weinfaß streiften, es jedoch nicht zerlöcherten.

Van Akkeren brüllte. Er kämpfte plötzlich mit sich selbst, denn es war ein Gegner erschienen, an den er nicht mehr gedacht hatte: Der Geist der Judy Landers!

Lange genug hatte er in van Akkerens Innern gesteckt. Jetzt war die Zeit für ihn gekommen, sich zu befreien, und er wühlte sich regelrecht vor, so daß er seinen Weg nicht nur durch den Mund, auch durch die Löcher der Nase, der Ohren und sogar der Augen fand.

Der Grusel-Star wurde ihn nicht los. Sein Kopf wirkte so, als wäre er mit Gaze umwickelt. Der Geist tanzte, er vibrierte, er band Schleifen um den Schädel, er tat alles, um den Mann nicht zum Schuß kommen zu lassen.

Eine beherzte Frau sprang van Akkeren in den Weg, und sie schaffte es, ihm die MPi zu entreißen.

Van Akkeren kämpfte weiter. Er fluchte, er schrie, er hatte die Arme angewinkelt, seine Finger krallten sich in die dünnen Plasmastreifen fest, ohne sie zerstören zu können.

Zahlreiche Zuschauer wurden Zeugen dieses einmaligen Vorgangs, der eventuell den Niedergang dieses großmäuligen Höllendieners einläuten konnte.

Doch er war zäh. Er wollte nicht aufgeben, auch als er auf die Knie fiel, und die Plasmawolke sich um seine Kehle wickelte. Auf allen vieren kroch er weiter, suchte den Weg zur Tür.

Man ließ ihn ziehen.

Fast hatte er sie erreicht, als das passierte, womit niemand gerechnet hätte.

Eine sehr starke Kraft rammte sie von außen auf. Das Blatt knallte gegen van Akkerens Gesicht. Plötzlich spritzte Blut, dann standen zwei schneebestäubte Männer im Weinkeller.

Suko und ich!

***

Wir brauchten den Dunklen Gral nicht, nein wir benötigten ihn nicht. Unser Eindringen und der Aufprall auf der Tür hatte van Akkeren den Rest gegeben.

Er, der vor seinem großen Rückschlag fast als unbesiegbar gegolten hatte, lag auf dem Rücken. Sein Gesicht blutete, und um den Schädel herum bewegte sich eine geisterhafte Gestalt; bei der wurde genauer hingeschaut, als das Gesicht zu sehen war.

Das der Judy Landers, des ersten Opfers dieser teuflischen Kamera. Sie hatte ihre Ruhe nicht finden können, ihr Geist war von van Akkeren kontrolliert worden, steckte mal in ihm oder fuhr aus ihm hervor. Wie es ihm paßte.

Während ich auf die Erscheinung starrte, nahm Suko blitzschnell die Gelegenheit wahr und legte dem Grusel-Star Handschellen an.

Das Klicken war Musik in meinen Ohren. Ich war einige Schritte vorgelaufen und hatte mich umgeschaut.

Sie lebten noch. Sie starrten mich an, die Bewohner aus Cerbac, als wäre ich ein Geist, aber sie hatten es überstanden.

Ich sprach ein paar Worte, die ich wieder vergessen habe. Dann kümmerte ich mich um van Akkeren.

Judy Landers wehte mir entgegen. Schon einmal hatte ich mit ihr gesprochen, auch jetzt konnte ich so etwas hören, was wie eine Stimme klang. Zudem unterschied ich einzelne Worte.

»Du mußt die Kamera zerstören!« hauchte sie. »Er trägt sie bei sich. Dann habe ich meine Ruhe…«

»Okay, Judy – und good bye…«

Ich hatte mit belegter Stimme gesprochen. Es war ein Abschied

gewesen, das wußte ich, aber es war gut für sie, wenn sie endlich ihre Ruhe bekam.

Die Kamera steckte unter van Akkerens Kleidung. Als ich sie griff, begann er zu schreien und treten. Dabei heulte er wie ein Kojote. Schaum sprühte vor seinen Lippen, die Augen schienen Funken zu werfen, sein Haß und seine Wut schleuderte er mir entgegen.

Suko packte ihn. Am Kragen zog er den Mann hoch und schleuderte ihn gegen die Tür, wo er ihn festdrückte.

Er heulte noch weiter, was mich nicht kümmerte. Die Kamera lag vor meinen Füßen.

Der Geist schwebte über ihr, das Gesicht war ein Schemen, sehr blaß und durchsichtig.

Mit der Hacke trat ich mehrmals zu, hämmerte auf das Gehäuse.

Ich hörte es knacken und splittern. Glas zerbrach, Kunststoff verbog sich unter der Wucht der Tritte, doch das war es nicht, was ich wollte.

Ich holte mein Kreuz hervor und preßte es in die Überreste. Zahlreiche Augen bekamen mit, was nun geschah.

Aus dem Gehäuse drang ein Zischen. Fetter, grüner Rauch wölkte hoch, ein entfernter Schrei war zu hören – Judys Geist hatte ihn ausgestoßen –, dann war das Gebilde verschwunden.

Die tödliche Kamera, mit der van Akkeren die Seelen der Menschen hatte einfangen wollen, bestand nur noch aus einer schwarzen, teerartigen, zusammengeschmolzenen Masse.

Ein Rest, den man vergessen konnte.

Erschöpft hockte ich neben ihm auf dem Boden. Tausend Gedanken wirbelten durch meinen Kopf. Ich dachte an den Abbé, bei dem ich mich bedanken mußte, auch an van Akkeren, den wir nach England schaffen wollten, weil er dort verurteilt werden sollte, an viele andere Dinge, an die geretteten Menschen, aber auch an die Toten.

Irgendwann verschwammen die Gedanken. Nichts war mehr klar, die Schatten überwogen, und mir war plötzlich alles egal. Ich merkte noch, daß mich starke Hände hochzogen. Dann hörte ich die Stimme meines Freundes Suko.

»Dieser Mann braucht ein Bett!«

Da hatte er recht, so verflixt recht…

ENDE des Dreiteilers

[1]Siehe John Sinclair Nr. 527 »Der Grausame«

[2]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 084 »Ein Hauch von Moder«